Beiträge zur Charakteristik von Goethes Egmont.

„Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet."

Zwölf Jahre, von 1775 bis 1787, hat Goethe an seinem „Egmont" gearbeitet. Oft unterbrochen und scheinbar ganz beiseite gelegt und doch immer wieder von neuem aufgenommen, hat die Arbeit am „Egmont" den Dichter wie den Menschen Goethe durch diese entscheidende Zeit seines Lebens begleitet.

Zwei wichtige, epochemachende Ereignisse traten in diesen Jahren im Leben des Dichters ein, seine Uebersiedelung von Frankfurt nach Weimar und seine Reise nach Italien.

Als Bannerträger und Bahnbrecher des jungen Deutschlands hatte Goethe 1773 mit seinem „Götz von Berlichingen" jene Zeit unserer deutschen Dichtung eröffnet, die unter dem Namen der „Sturm- und Drangperiode" bekannt ist. „Natur und Freiheit" war das Kampf- und Feldgeschrei der jungen, von Rousseaus Ideen begeisterten Generation geworden, Kampf gegen den geistlosen Mechanismus und gegen die starren, toten Formen der Zeit in Leben und Sitte, in Wissenschaft und Dichtung ihre Losung, das Recht des Individuums auf ein freies „Sichausleben" ihr wild unbändiges Evangelium. Je enger der Geist der Zeit, je härter der Zwang des Lebens war, desto ungestümer und wilder regte sich der Freiheitsdrang der Jugend. Alle Schranken sollten fallen, die sich den Gelüsten einer ungebundenen Gemütswillkür hindernd in den Weg stellten. Und wo es keine Schranken gab, da errichtete man solche in der Phantasie, um gegen sie Sturm laufen zu können. Wie spricht dieser Freiheitsdrang auch aus Goethes „Götz", aus seinem „Prometheus", aus den ältesten Teilen des „Faust", diese Gemütswillkür aus „Werther", aus „Clavigo" und „Stella" und aus den Gedichten jener Zeit in tiefen, leidenschaftlichen Tönen zu unsern Herzen. — Und doch! welch ein Unterschied zwischen Goethe und so manchen Genossen seiner Jugend und seines Strebens. Wie wufste er die Leidenschaften, die gleich wilden Dämonen auch sein Innerstes im tiefsten bewegten, zu bändigen. So tief und schmerzlich er auch den Gegensatz zwischen den angeborenen Rechten eines grofs angelegten, für Freiheit und Menschenwürde erglühenden Herzens und den engen Schranken der Wirklichkeit vor allen seinen Zeitgenossen empfand: wie früh lernte er doch einsehen, dafs die Schranken des Lebens und der Sitte berechtigt, heilsam, notwendig sind; wie früh regte sich in ihm bei allem Ungestüm brausender Jugend doch zugleich ein lebhafter Drang nach Klarheit über sich selbst, über die Bedingungen menschlicher Entwickelung, Charakterbildung und Sittlichkeit. Das bezeugen schon einige der frühesten Briefe, die uns von ihm erhalten und bekannt geworden sind,[1]) das bezeugen auch die Aufzeichnungen seines Strafsburger Tagebuches, in dem wir unter anderen fremden und eigenen Gedanken, die er sich zu reiflicherer Betrachtung, zum Nachdenken und Nachachten aufschrieb, folgende bedeutsame Stelle aus Barcleys „Icon animarum III" finden:

[1]) Goethes Werke, Weimarer Ausgabe IV. 1, S. 1–6.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Media autem indoles laetitia capacis animi exuberans, eique non efficta prudentia frenum imponens, ea demum omni pretio maior et ad sapientiae simulque hilaritatis imaginem exacta est.“[1])

In Wetzlar hatte er dann in schwerem Kampfe gegen das leidenschaftliche Begehren seines Herzens einen herrlichen Sieg über sich selbst errungen. Im „Werther“ hatte er mit ergreifender Wahrheit als ein „tröstender, warnender Freund“[2]) gezeigt, wo jene überfliegende, phantastische Denkungsart, jene eigenwillige und eigensüchtige Überschwänglichkeit des Gefühls hinführt. Und was ihm in der Frankfurter Zeit in allem Sturm und Drang der Leidenschaft, in den Herzenswirren seines Verhältnisses zu Elisabeth Schönemann Kraft und sittlichen Halt gab, das war, wie Lilli selbst später als Frau v. Türkheim dankbar mit „Innigkeit“ und „Begeisterung“ anerkannte,[3]) seine sittliche Reinheit und Mäfsigung.

Und nun trat er in Weimar in eine verantwortungsvolle Stellung als „Freund, Gewissensrat, Minister und Erzieher“[4]) eines hochbegabten, aber leidenschaftlichen, jungen Fürsten. Er trat in Verkehr mit einer edlen, ihm an Alter, Lebenserfahrung und Charakterentwickelung überlegenen Frau. In hellen Flammen loderte das heifse Begehren seines Herzens, sie zu besitzen, in ihm empor. Aber sie „tropfte Mäfsigung dem wilden Blute, richtete den wilden, irren Lauf“ und „beruhigte“ sein „brausend Blut“.[5]) So fand der vielfach vom Glücke verwöhnte, aber doch auch vom Leben schon wiederholt geprüfte und erprobte, immerhin noch unfertige Jüngling in der Verantwortung, die ihm seine Stellung zum Herzoge und sein Amt auferlegten, und in seinem Verhältnisse zu Charlotte v. Stein reichlich Gelegenheit, sich in Selbstverleugnung und Entsagung, in Demut und dienender Liebe zu üben, unter der strengen, heilsamen Zucht des Sittengesetzes zu freier, starker Männlichkeit zu reifen.[6]) Mit Selbstverleugnung und Uneigennützigkeit arbeitete er an sich selbst. „Reinheit, Lauterkeit, Stille waren die Ziele, nach denen seine Seele strebte.“ In Spinozas Ethik, die er mit Frau v. Stein und Herder eifrig studierte, fand er „sehr heilsame Einflüsse für seine Sinnes- und Handlungsweise“, „Beruhigung für seine Leidenschaften“.[7]) Zehn Jahre lang dauerte das innere Ringen. Zum Abschlusse kam es erst unter dem sonnigen Himmel Italiens, wo Goethe in voller Freiheit, ungehindert von dem „engenden und hemmenden Strome der Welt“, in beglückender, befreiender Ruhe und Einsamkeit sich dem Studium der Natur und der reichen Kunstschätze dieses Landes hingab. Als ein „Wiedergeborener“ kehrte er aus Italien zurück. Wenn also der Kanzler Müller sagt: „Von Rom her — — datiert sich die ernste Maxime der Entsagung, die er sein ganzes späteres Leben hindurch geübt hat, und in der er die einzig sichere Bürgschaft inneren Friedens und Gleichgewichtes fand“,[8]) so ist das insofern richtig, als Goethe erst in Italien zu voller Klarheit und zum endgültigen Siege über sich

---

[1]) Schöll: Briefe und Aufsätze, S. 84. — Vergl. auch Hettner: Literaturgesch. des 18. Jahrh. V, S. 132. — Ferner Bernays: Der junge Goethe, I. S. XXXIIff. und LXVI. — Bode: Drei Reden des Kanzlers F. v. Müller, S. 30.

[2]) Vergl. den Entwurf zu einem Vorworte zu „Werther“ bei Schöll a. a. O. S. 146.

[3]) Loeper zu „Wahrheit und Dichtung“, Hempel (neuere Ausgabe) 23, S. 214.

[4]) Grimm: Goethe (1887) S. 219.

[5]) Düntzer: Goethes Liebesbriefe an Frau v. Stein, S. 33.

[6]) Näheres bei Düntzer a. a. O.; ferner Schöll: Goethe in Hauptzügen seines Lebens und Wirkens (1882) S. 58 ff.; Burggraf: Goethe und Schiller im Werden der Kraft (1902) S. 216 ff., 192 ff.

[7]) E. Filtsch: Goethes religiöse Entwickelung, S. 123 ff. — Melzer: Goethes philosoph. Entwickelung, S. 37 ff. — O. Harnack: Goethe in der Epoche seiner Vollendung, S. XIX ff.

[8]) W. Bode: a. a. O., S. 61.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

selbst gelangte. „In Rom habe ich mich selbst zuerst gefunden; ich bin zuerst übereinstimmend mit mir selbst, glücklich und vernünftig geworden.“ [1])

Was Goethe in diesen Jahren inneren Kampfes an sich selbst erfuhr und erlebte, das legte er nach seiner Art in der grofsen Konfession seines Lebens und Werdens, in seinen Werken, nieder, um damit abzuschliefsen und mit sich selbst ins Reine zu kommen. Wie weit stand schon der Dichter von „Ilmenau“, der „Geheimnisse“, der „Zueignung“, der „Grenzen der Menschheit“ von dem Dichter des „Schwager Kronos“, von „Wanderers Sturmlied“ entfernt. Und als er in Italien seiner „Iphigenie“ ihre „klassische“ Gestalt gab, da lag die Götz- und Prometheusstimmung, da lagen die „zerstreutesten, verworrensten, ganzesten, vollsten, leersten, kräftigsten und läppischsten drei Vierteljahre seines Lebens“,[2]) in denen er einst die Arbeit am „Egmont“ begonnen hatte, weit hinter ihm. „Iphigenie“, „Tasso“, „Wilhelm Meister“ verkünden in gleicher Weise die siegreiche Kraft der Selbstüberwindung und Selbstverleugnung über die Wünsche, Neigungen und Erschütterungen des selbstsüchtigen, eigenwilligen Herzens.

So ist der „Egmont“ ein Kind zweier verschiedener Zeiten. Seine Anfänge fallen in jene Periode jugendlich unklaren, phantastischen Ringens und Strebens, eine Zeit leidenschaftlicher Erregung, seine Vollendung erfolgte in der Zeit des Sieges, der Ruhe, der Klarheit. Zwar sagt Goethe am 20. Januar 1787 in einem Briefe an den Herzog, er wolle nun gleich den „Egmont“ endigen, damit er wenigstens scheinbar ein Ganzes mache“,[3]) und unter dem 6. Juli schreibt er, es seien ganze Scenen im „Egmont“, an die er nicht zu rühren brauche,[4]) und betont am 3. November, dafs er das Stück vollendet habe, ohne es umzuschreiben,[5]) aber wir wissen aus anderen Äufserungen Goethes, welche Sorgfalt er von Anfang Juli bis in den September auf die Bearbeitung des Stückes verwendete, durch die er „seine Forderungen an sich selbst dergestalt steigerte“, dafs er nicht über sich gewinnen konnte, „Erwin und Elmire“ und „Klaudine von Villa Bella“ in ihrer alten Form dahinzugeben“.[6]) Ja, am 7. Dezember schreibt er dem Herzoge mit Bezug auf seinen „Egmont“: „Es ist gar tröstlich für den Dichter, der sich's denn doch so sauer werden läfst, wenn so eine Arbeit gleich das erste Mal ihre Wirkung nicht verfehlt. Ich hoffe, er soll Ihnen neu sein und zugleich alte Erinnerungen anmutig anschlagen“.[7]) Aus solchen Worten und aus der Ungeduld, mit der Goethe das Urteil seiner Freunde über den Egmont erwartete, geht zur Genüge hervor, mit welcher Treue und mit welchem innieren Anteile er auch in Italien noch an dem Stücke gearbeitet hat.

Und die schweren inneren Kämpfe der zehn Weimarer Jahre, die italienische Stimmung Goethes sollten ohne Einflufs auf seine Arbeit am „Egmont“ geblieben sein? von dem, was damals seine ganze Seele erfüllte, sollte er ihm nichts mitgegeben haben? „Frei und leicht und wie ein Triumphator“, sagt Scherer, „geht Egmont aus dem Leben“,[8]) und Goethe hätte ihn als solchen entlassen, ohne ihm mitzugeben, was ihn nach seinem damaligen Standpunkte erst zum Helden, zum Sieger machen konnte, sittliche Freiheit, errungen durch Selbstüberwindung?

Auch der „Egmont“ ist ein Teil jener grofsen Konfession von dem Leben und Werden des Dichters,[9]) und es lohnt wohl der Mühe, einmal nachzusehen, wie jener „innere Sturm und

---

[1]) Hempel 24, S. 485.
[2]) Goethes Werke, Weimarer Ausgabe IV. 2, S. 302.
[3]) Hempel 24, S. 716. — [4]) ebenda S. 363. — [5]) ebenda S. 433. — [6]) ebenda S. 438. — [7]) ebenda S. 894.
[8]) Scherer: Geschichte der deutschen Literatur (1889), S. 535.
[9]) Näheres bei Zürn, Goethes Egmont für den Schulgebrauch usw., S. 139 . — R. Meyer: Goethe II, S. 192.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

äufsere Streit", wie Kampf und Sieg auch in dieser Dichtung zu künstlerischer Darstellung gebracht sind.

Dies allein ist die Aufgabe und das Ziel, das der Verfasser vorliegender Arbeit sich gestellt hat. Es handelt sich in ihr nicht um eine ästhetische Würdigung des Dramas, auch nicht um die sogenannte „Idee" des Stückes, noch um die „dramatische Handlung" und ihre „Einheit", sondern allein um die Frage: „Ist Goethes „Egmont" wirklich nur die dichterische Verherrlichung genialer Leichtlebigkeit"? [1]) Ist Egmont nur „der schönsinnliche, sorglos heitere Mann, dem jede Gröfse fehlt, dessen Tod nichts sühnt und uns nicht frei macht"? [2]) Ist es wahr, dafs nach der entscheidenden Unterredung Egmonts mit Oranien „unser Interesse notwendig sinken mufs", — und dafs wir „nur noch mit melancholischen Sympathieen den Verlorenen begleiten können"? [3]) Oder gelangt Egmont durch Kampf und Sieg zur Freiheit, zu wahrer sittlicher Gröfse? Ist sein Tod auf dem Schaffot nur die unglückliche Folge einer in verblendeter Kurzsichtigkeit begangenen Unterlassungssünde" [4]) eines im Genusse des Augenblickes aufgehenden, leichtsinnigen Weltkindes, oder ist er die befreiende Tat eines durch Selbstüberwindung geläuterten Helden, dessen innerer Kampf und endlicher Sieg unser lebendiges Interesse bis zum Schlusse wach erhält, und „der als Jüngling fallend, nicht nur unstillbare Sehnsucht erweckt", [5]) sondern uns auch tröstet, erhebt und befreit durch die sieghafte Bewährung des grofsen Gedankens, dafs der Mensch durch Entsagung und Selbstüberwindung, durch den „freien Entschlufs, die Freiheit aufzugeben", [6]) zu innerer Unabhängigkeit, zu wahrer Freiheit gelangt?

Allerdings, auch Egmont, wie Goethe ihn uns darstellt, hat teil an jenem Ungestüm unendlichen, schrankenlosen Lebens- und Freiheitsdranges, der Goethes Herz in seiner Frankfurter Zeit und in den ersten Weimarer Jahren erfüllte. Ausgestattet von der Natur mit den herrlichsten Gaben des Körpers wie des Geistes, ein junger, freigebiger, leutseliger, ritterlich tapferer Fürst der freien, leichtlebigen, tüchtigen Niederländer, der Sieger von St. Quentin und Gravelingen, auf den die Blicke des ganzen Volkes gerichtet sind in schwerer Zeit, in der es mehr und mehr an den Tag tritt, dafs die Spanier am Werke sind, die religiöse wie die politische Freiheit der Niederlande mit List oder mit Gewalt zu vernichten, birgt er unter dem liebenswürdigsten Wesen, das ihm aller Herzen mit einer geheimnisvollen, an's Wunderbare grenzenden Gewalt gewinnt, ein heifses, für Ehre, Macht und Ansehen, wie für schrankenlosen Genufs des Lebens leidenschaftlich erglühendes Herz.

„Ich stehe hoch und kann und muss noch höher steigen; ich fühle mir Hoffnung, Mut und Kraft. Noch hab' ich meines Wachstums Gipfel nicht erreicht; und steh' ich droben einst, so will ich fest, nicht ängstlich steh'n. Soll ich fallen, so mag ein Donnerschlag, ein Sturmwind, ja ein selbstverfehlter Schritt mich abwärts in die Tiefe stürzen; da lieg' ich mit viel Tausenden. Ich habe nie verschmäht, mit meinen guten Kriegsgesellen um kleinen Gewinn das blutige Los zu werfen; und sollt' ich knickern, wenn's um den ganzen, freien Wert des Lebens geht?" — — Welch' ein glühender Ehrgeiz und welch' ein heifser Drang, sich auszuleben, das eigene Ich rücksichtslos zur Geltung zu bringen, spricht aus diesen Worten! Sie sind bezeichnend für das Wesen

---

[1]) Hettner a. a. O., S. 202.
[2]) Bulthaupt: Dramaturgie des Schauspiels I, S. 138 ff.; vergl. Grimm a. a. O., S. 344 f.
[3]) Bielschowsky: Goethe I, S. 336.
[4]) Hettner a. a. O., S. 206.
[5]) R. M. Meyer: Goethe II, S. 189 f. — Schaefer: Egmont, Schulausgabe, S. 12.
[6]) Hempel 2, S. 244, in dem Kommentar zu „Urworte, Orphisch".

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Egmonts. Er ist durchaus eine von den Naturen, die Goethe „dämonische“ nennt. In der Seele solcher Naturen brennt gleichsam ein vulkanisches Feuer, das sie allerdings zu herrlicheren Taten befähigt, als gewöhnliche Menschen sie zu verrichten vermögen, das sie aber auch ruhelos umtreibt („den ganzen Tag von einem Pferd auf's andere.“) und geradezu mit der Gefahr versucherisch spielen läfst. So schilderte Goethe den Herzog Karl August seinem Freunde Eckermann:[1]) „Auch der verstorbene Grofsherzog war eine dämonische Natur voll unbegrenzter Tatkraft und Unruhe“.[2]) „Er wufste mit seinen Kräften nicht wohinaus, und wir waren oft sehr nahe am Halsbrechen. Auf Parforcepferden über Hecken, Gräben und durch Flüsse und bergauf, bergein sich tagelang abarbeiten, und dann nachts unter freiem Himmel kampieren, etwa bei einem Feuer im Walde: das war nach seinem Sinne. Ein Herzogtum geerbt zu haben, war ihm nichts; aber hätte er sich eins erringen, erjagen und erstürmen können, das wäre ihm etwas gewesen.“ Sehr schön sagt einmal v. Willamowitz-Moellendorf[3]) von solchen Naturen: „Sie sind mehr als die *ἄνδρες καλοὶ κἀγαθοί*, die, eingepfercht zwischen die Schranken der *σωφροσύνη*, den sicheren Weg ziehen, den die Meilenzeiger des *νόμος* weisen. Aber sie sind, was sie sind, und leisten, was sie leisten, nur im gewaltsamen Bruche dieser Schranken, . . . und sie sind eben doch auch keine Götter, denen allein das Leben leicht ist.“

So ist denn die Wurzel aller Charaktereigenschaften Egmonts ein hohes Mafs „ritterlicher Tapferkeit“ und Furchtlosigkeit, ein stolzes Vertrauen auf die eigene Kraft, ein „grenzenloses Zutrauen zu sich selbst“,[4]) („Ich werde mich schon wahren!“), — und damit eng verbunden eine Lebens- und Weltanschauung, nach der das Schicksal des Menschen von höheren Mächten, von unsichtbaren Geistern unwiderstehlich seinem Ziele zugeführt wird. „Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch; und uns bleibt nichts, als, mutig gefafst, die Zügel festzuhalten und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiss es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam.“ — Es ist dasselbe, den poetischen Vorstellungen der Alten entlehnte Bild,[5]) es ist dasselbe leidenschaftliche Empfinden wie im „Schwager Kronos“; es ist dieselbe Mafslosigkeit und Ungebundenheit, wie sie auch Goethes Faust beherrscht. Ist es ein Zufall, dafs Goethe Egmont zum Träger desselben Vornamens macht wie Faust und beide „Heinrich“ nennt? Will er damit nicht andeuten, dafs beide im Grunde ihres Wesens verwandte Naturen sind? Wie Faust in seinem „ungemessenen Streben“, die dem Menschen von der Natur gezogenen Grenzen mifsachtend, sein eigen Selbst zum Selbst der ganzen Menschheit erweitern, und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist, in seinem innern Selbst geniefsen, ihr Wohl und Wehe auf seinen Busen häufen will auf die Gefahr hin, am Ende wie sie selbst zu zerscheitern, so kennt auch Egmont keine Grenzen seines Strebens, so beherrscht auch ihn dieselbe Rücksichtslosigkeit gegen die Schranken des Lebens, dasselbe Vertrauen auf die eigene Kraft, für die es kein Hindernis, keinen Widerstand in der Welt gibt. Es ist nicht richtig, wenn Hettner meint, Egmonts Schuld sei nur eine „Unterlassungssünde“. Es ist mehr als dies, wenn er sich weigert, Brüssel zu verlassen. Er verkennt die Grenzen seiner Kraft, er glaubt trotz der Warnung Oraniens, allein leisten zu können, was nur die vereinte Kraft eines ganzen tüchtigen Volkes vermöchte. Und indem er nicht bedenkt, dafs ein Donnerschlag, der ihn trifft, ein Schritt, den er verfehlt, das Heil seines

[1]) Gespräche mit Goethe. Reclamsche Ausgabe II, S. 204. — [2]) ebenda III, S. 188.
[3]) Euripides' Herakles (1889) I, 331.
[4]) Hempel 23, S. 101 und 102.
[5]) Vergl. v. Willamowitz-Moellendorf a. a. O. II, S. 196.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ganzen Volkes gefährdet, setzt er in grenzenlosem Vertrauen zu sich selbst nicht nur sein Leben, sondern auch die Freiheit seines Volkes auf eine Karte.[1])

Mit diesem unbegrenzten Zutrauen zu sich selbst, mit diesem rücksichtslosen Streben, das eigene Ich, koste es, was es wolle, durchzusetzen, verbindet sich in ihm eine Weltfreudigkeit, eine ungezügelte Lebenslust und Genufssucht, die jeder Warnung, jeder Mahnung zum Mafshalten sich blind entzieht. Wenn ihn der Morgen nicht zu neuen Freuden weckt, am Abend ihm keine Lust zu hoffen übrig bleibt, so dünkt ihn das Leben nicht des An- und Ausziehens wert. Er mag weder überlegen, was gestern war, noch das Schicksal eines kommenden Tages voraus bedenken; er will den Augenblick geniefsen, unbekümmert, ob er des folgenden gewifs sei.

Und aus derselben Wurzel erwächst seine fröhliche Sorglosigkeit, mit der er sich durchaus von den Eingebungen des Augenblicks leiten läfst und es verschmäht, sich und anderen Rechenschaft zu geben von seinem Tun, oder die Folgen seiner Handlungen im voraus zu bedenken, die alles Wichtige leicht behandelt, ja das Ernstliche scherzhaft nimmt. Nicht ohne Grund tadelt die Regentin seine „Gleichgültigkeit" und seinen „Leichtsinn". Und doch nahm Klaucke[2]) wohl nicht ganz mit Unrecht einen gewissen Anstofs an diesem Ausdrucke. Die Art freilich, in der er Egmont gegen diesen Vorwurf zu verteidigen sucht, halte ich für verfehlt; aber man darf nicht vergessen, dafs das Wort bei einem Egmont doch noch einen anderen Sinn hat, als bei gewöhnlichen Menschen. Gewifs ist und handelt Egmont leichtsinnig. Aber es fehlen diesem Leichtsinne doch die Züge, die ihn zu einer Schwäche machen; es fehlt ihm die Flatterhaftigkeit, die Zerfahrenheit, die Unfähigkeit, Wichtiges und Unwichtiges zu unterscheiden, es fehlt ihm der Mangel an Gedächtnis des Willens, an Konsequenz der Sinnesrichtung, an innerer Kraft und Bestimmtheit. Nicht aus Schwäche handelt Egmont leichtsinnig, sondern aus dem Gefühle überschäumender Kraft. Er nimmt die Sachen leicht, weil er sich Hoffnung, Mut und Kraft fühlt, jeden Widerstand zu überwinden, jeder Gefahr, auch der schlimmsten, siegreich zu trotzen, weil er weifs, dafs ihm nichts begegnen kann, als was die höheren, unsichtbaren Mächte, die sein Schicksal leiten, und die ihn bisher so freundlich geführt haben, über ihn bestimmen und beschliefsen, — freilich ohne zunächst im Ernste daran zu denken, dafs sie auch seinen Untergang beschlossen haben könnten, ohne sich bewufst zu werden, dafs auch seiner Kraft Grenzen gezogen sind, dafs auch er nicht „einer der Götter ist, denen allein das Leben leicht ist". So geht er heiter, unbekümmert, sorglos durch das Leben und verblendet sich gegen die Gefahren, die ihn umdrohen, selbst gegen die gröfste, die sich ihm nähert.

Schon längst nämlich hat man am Hofe zu Madrid sein Betragen gar übel vermerkt, und es fehlt nicht an Leuten, die das, was man in Brüssel in den Kreisen des niederländischen Adels am Abend in leichtem Übermute der Geselligkeit und des Weines treibt und spricht, in gehässiger Darstellung vor die Ohren des Königs und seiner Räte bringen und daraus gefährliche Folgerungen und Beweise ziehen. Ist doch gerade Egmont stets Teilnehmer oder gar Anstifter von allerhand „Torheiten" und „Fastnachtsspielen", die freilich ihm und seinen gleichgesinnten

---

[1]) Vergl. Bernays a. a. O., S. XXXVIII f.: „Der Widerstreit des Menschen mit sich selbst — dies ist das eigentliche Hauptthema der Goetheschen Dichtung, — dieser Widerstreit ... erwächst und nährt sich aus den Widersprüchen, die in das Innere der menschlichen Natur gelegt sind, ... aus dem Mifsverhältnis zwischen Wollen und Können, ... aus dem Triebe, im Handeln, Anschauen und Geniefsen, das All zu umfassen, und aus dem peinlichen Gefühl der Beschränkung, das uns zur Verzweiflung treibt oder zur Entsagung zwingt."

[2]) Erläuterungen ausgewählter Werke Goethes. Zweites Heft. Egmont. S. 31 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Freunden, deren Gewissen einen gleich gefälligen Spiegel hat wie das seine, für „bunte Lumpen“ gelten mögen, „die eine angefrischte Phantasie um unsers Lebens arme Blöfse hängen mag“. Den Spaniern aber, gegen die sie gerichtet sind, erscheinen sie nicht in so harmlosem Lichte. Welche Sorge, welchen „unsäglichen Verdrufs“ hat sein Betragen schon oft selbst der Regentin gemacht, die in ihrem versöhnlichen Sinne, bei der stillen Neigung, die sie doch wohl für Egmont im Herzen trägt, viel leichter geneigt ist, ihn zu entschuldigen, ihm nachzusehen, als der König und seine Räte.

Wozu seine Gesellschaften, Gastmahle, Gelage, die den Adel mehr verbinden als die gefährlichsten heimlichen Zusammenkünfte? Wozu seine Gesundheiten, seine Scherzreden, welche die Gemüter des schon erregten Volkes in noch unruhigere Bewegung setzen? Warum nennt er sich nicht Prinz von Gaure, wie es ihm zukommt, warum freut es ihn, Graf Egmont sich nennen zu hören? Dafs er damit einen ernsten politischen Zweck verfolge, dafs er seine alten, erloschenen Rechte auf Geldern geltend machen wolle, dafs er sich immer noch Hoffnung auf die Regentschaft mache, ist der Regentin kaum glaublich. Auch Macchiavell urteilt, es geschehe „ohne Absicht“. Als Statthalter von Flandern, als eines der Häupter des niederländischen Adels steht er aber in zu hoher, aller Blicken ausgesetzter Stellung, als dafs sein Verhalten unbemerkt bleiben könnte. „Die Augen des Volkes sind alle nach ihm gerichtet.“ Und er „vermeidet nie einen Schein; er trägt das Haupt so hoch, als wäre er niemand Rechenschaft schuldig; ja, oft sieht es aus, als wenn er in der völligen Überzeugung lebe, er sei Herr und wolle es nur aus Gefälligkeit die Spanier nicht fühlen lassen, sie so gerade nicht zum Lande hinausjagen“. So wird er „gefährlicher als ein entschiedenes Haupt einer Verschwörung“. Vergebens betont Macchiavell die harmlosen und edlen Eigenschaften seines Wesens, sein glückliches Blut, seinen Freimut, seine Offenheit, seine Treue gegen den König; die Regentin sieht mit Sorge, ja mit Furcht in die Zukunft. Sie weifs, dafs man ihm bei Hofe „alles gedenken wird“, dafs die „unvermeidlichen Folgen“ seines Betragens nicht ausbleiben werden. Wohl hofft auch sie, dafs sein niederländischer Adel, sein goldenes Vliefs ihn vor einem schnellen, willkürlichen Unmute des Königs schützen werden; aber an dem ganzen Unglücke des Bildersturmes, der gerade seine Provinz Flandern heimgesucht hat, wird man ihm allein die Schuld zumessen.

Schwere Bedenken nämlich, ernste Sorgen erfüllen die Herzen des Volkes wie der Fürsten. Die Spannung, die schon lange zwischen Niederländern und Spaniern herrschte, hat sich in einem wüsten Aufruhre Luft gemacht, und gerade Egmonts Provinz ist hauptsächlich der Schauplatz des Sturmes gewesen. Von dort aus hat er sich im Lande verbreitet, und Egmont selbst ist Zeuge gewesen, wie sogar in der Hauptstadt der Aufruhr auszubrechen drohte. Aber weder durch die schlimmen Nachrichten aus seiner Provinz noch selbst durch die ernsten Ereignisse, die ihn zu persönlichem Eingreifen zwangen, hat er sich die frohe Laune trüben lassen. „Da ist gut, dafs wir die Freude im Hause haben,“ antwortet er seinem Sekretär auf die Ankündigung, dafs er ihm mancherlei und wenig Erfreuliches aus seiner Provinz zu melden habe. „Sag an! Das Nötigste! Eins nach dem andern, — nur geschwind!“ so drängt er den treuen, sorglichen Diener zur Eile. Nicht seine vornehme, fürstliche Verachtung des Geldes, nicht dafs er „des Hängens müde“ ist, nicht seine Milde, mit der er die grausamen Befehle des Königs zur Ausführung gebracht hat, wollen wir ihm zum Vorwurfe machen. Sie hat vielleicht nicht wenig dazu beigetragen, den Aufstand in Flandern wenigstens der Hauptsache nach so schnell zu unterdrücken. Aber man merkt ihm an, wie unbequem ihm überhaupt die Beschäftigung mit ernsten Dingen ist. Keineswegs entbehrt er der politischen Einsicht. Es ist sicher wahr, dafs er mit schneller

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Klarheit“ das Wesentliche, Wichtige erkennt und seine Entscheidungen mit „Sicherheit“ zu treffen weifs; [1]) aber seine Worte: „Verschone mich damit, das Nötigste, — nur geschwind!“ zeigen nur zu deutlich das Unbehagen, das er an Regierungsgeschäften, an ernster Arbeit überhaupt empfindet. Die tausend Kleinigkeiten, die ja „so leicht zu entscheiden sind“, machen ihn ungeduldig. Er will sich dadurch nicht stören lassen in dem heiteren Genusse des Lebens. Vergebens warnt ihn ein Brief des Grafen Oliva, vergebens warnt sein Sekretär und mahnt zur Vorsicht. Solche Ermahnungen sind ihm verhafst, sie trüben ihm den fröhlichen Sinn, sie machen nur irre und helfen nichts; denn er glaubt an keine Gefahr, die er nicht mit Leichtigkeit überwinden könnte. „Lafs jeden seines Pfades gehn; er mag sich wahren.“

Und immer ernster, immer drohender werden die Zeichen der Zeit. Die Regentin hat ihren Rat zusammenberufen. Sie will die Verantwortung für die Regierung nicht allein tragen und die Fürsten zwingen, offen Farbe zu bekennen über ihre Stellung zu der Bewegung des Volkes. Ihr Verhalten während der Sitzung hat dem staatsklugen, scharfblickenden Oranien zu denken gegeben. Er kommt, dem Freunde seine Sorgen mitzuteilen. Selber im Besitze entscheidender Nachrichten, sucht er auch Egmont über den Ernst der politischen Lage aufzuklären. Vergebens. Egmont ist nicht imstande, sich in die Gedankenwelt und Anschauungsweise anderer zu versetzen. Er beurteilt Welt und Menschen nur nach seiner eigenen, edlen, ritterlichen Natur. „Es ist keine Sorge“, „es ist nicht möglich“, „ich glaub's nicht“, — „nein, nein“, so weist er die Warnungen und Mahnungen, die Bedenken und Sorgen des Freundes leichtherzig zurück. Vergebens ist des Freundes Mahnung: „Lafs uns denken, Egmont“, vergebens sogar die ernste Zurechtweisung, dafs es Pflicht und Beruf des Fürsten sei, die Gesinnungen, die Ratschläge aller Parteien zu kennen, keinen Zug des Gegners für unbedeutend zu halten. Selbst die Nachricht, dafs Alba komme und ein Heer mitbringe, und die Warnung, man werde sich der Häupter versichern, das Volk schonen und die Fürsten verderben, macht auf Egmont nicht den gewünschten Eindruck. Und als Oranien nun gar mit dem Rate hervortritt, dem Gegner auszuweichen, sich für Tausende zu schonen, die eigene Person in Sicherheit zu bringen, um sie dem Vaterlande zu erhalten, da empört sich Egmonts ritterlicher Sinn gegen solchen Vorschlag. „Wer sich schont, mufs sich selbst verdächtig werden.“ „Keine Probe ist gefährlich, zu der man Mut hat.“ — Wie bewundern, wie lieben wir den ritterlichen Mann um solcher hochherziger, tapferer Worte willen. Wie ergreift uns seine Schilderung von den Schrecken eines Bürgerkrieges, die er durch das Einsetzen der eigenen Person in grenzenlosem Zutrauen zu sich selbst seinem Volke ersparen zu können wähnt. Und doch trifft auch auf ihn in gewissem Sinne das Urteil zu, das Mommsen [2]) über Vercingetorix fällt: „Das ganze Altertum kennt keinen ritterlicheren Mann in seinem inneren Wesen wie in seiner äufseren Erscheinung. Aber der Mensch soll kein Ritter sein und am wenigsten der Staatsmann. Es war der Ritter, nicht der Held, der es verschmähte, sich aus Alesia zu retten, während doch an ihm allein der Nation mehr gelegen war als an hunderttausend gewöhnlichen tapferen Männern.“ — Es ist der Ritter, nicht der Held Egmont, der alle Warnungen treuer Freunde in den Wind schlagend, alle Vorsicht weiser Staatskunst verachtend, allein auf die eigene Kraft, auf Ehre, Recht und Billigkeit vertrauend, sich dem Mordsinne des rücksichtslosen Gegners überliefert. Des Freundes Mahnung bleibt vergeblich, der rechte Moment der Rettung wird versäumt, und damit ist allerdings Egmonts Schicksal bereits entschieden, und wäre nicht Oranien, auch das Schicksal seines Volkes wäre mit dem seinigen zugleich besiegelt.

[1]) Klaucke a. a. O., S. 38. — [2]) Römische Geschichte III. 7. S. 292.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Und während nun Oranien, den Verlorenen beweinend, in ernster Sorge und in männlichem Schmerze, rastlos sinnend und denkend, den Weg der Rettung sucht für sich und sein Volk, hat Egmont nach dieser ernsten Unterredung nichts anderes zu tun, als sich in spanisch Gewand zu werfen, sich mit dem Orden des goldenen Vliefses zu schmücken, um zur Geliebten zu eilen. — Man sage, was man will, zu seiner Verteidigung, man weise hin auf die Reinheit und Innigkeit seines Verhältnisses zu Klärchen, man weise darauf hin, dafs er noch in der Todesstunde Klärchen sein Kleinod nennt, dafs sein Gespräch mit ihr nichts Flüchtiges, nichts Leichtfertiges enthält, ja die tiefsten Fragen des Herzens berührt:[1]) — dafs Egmont nach dieser Unterredung mit Oranien nur auf ein freundlich Mittel denkt, die sinnenden Runzeln von seiner Stirn zu baden, — darin hat Schiller sicher recht — ist und bleibt ein Zeichen ungeheurer Verblendung. Sie findet ihre volle Erklärung in dem Wesen dieser Herrennatur, dieses Ritters, dem „es nicht ziemt zu sorgen"; aber „wer ihn kennt und liebt", der kann nicht anders, als für ihn fürchten, um ihn trauern. Und wehe seinem Volke, wenn es auf ihn allein angewiesen wäre in seiner Not.

Und immer schwerer, immer dunkler ballen sich die Wolken über seinem Haupte zusammen. — Seit Alba die Stadt betreten, „ist's, als wäre der Himmel mit einem schwarzen Flor überzogen und hinge so tief herunter, dafs man sich bücken müsse, um nicht dran zu stofsen." Seine „wohlverteilten Wachen halten die Furcht so angespannt, dafs sie sich nicht zu lispeln untersteht": und nur der, über dessen Haupte das Gewitter sich entladen soll, kennt keine Gefahr. „Er ist der einzige, der sein Betragen nicht geändert hat. Den ganzen Tag von einem Pferd' auf's andere, ladet Gäste, ist immer lustig und unterhaltend bei Tafel, würfelt, schiefst und schleicht nachts zum Liebchen." — Heifst es da nicht, in das Stück hineindeuten, was nicht darin enthalten ist, wenn man dies Betragen Egmonts in der Weise zu verteidigen sucht, als handle er nach einem bestimmten Plane, als habe er sein Verhalten auch nach Albas Ankunft nur deswegen nicht geändert, weil er sich nicht gleich den übrigen Adligen dem Verdachte der Furcht und des Schuldbewufstseins habe aussetzen wollen, um leichter und ungehinderter „beobachten, die Absichten des Gegners und seine Hilfsmittel durchschauen zu können?"[2]) Man denke sich nur einmal Egmont hinter einer gleichgültigen Miene geheime Pläne verbergend! — Wohl „setzt jeder Wein mit der Zeit Weinstein in den Fässern ab", wohl hegt auch Egmont in seinem Herzen hochfliegende, ehrgeizige Gedanken — „einen kleinen Hinterhalt", wie er, auch damit nach seiner Art scherzend, zu Klärchen sich ausdrückt — aber das sind recht unbestimmte Wünsche und Träume von zukünftiger Gröfse, deren Erfüllung er vielmehr von dem „Laufe der Dinge", von dem Glücke, das ihn bisher getragen und begünstigt hat, von den höheren Mächten, die sein Schicksal leiten, allenfalls von einem Einsetzen seiner ganzen Kraft bei einer günstigen Gelegenheit, als von einer zielbewufsten Benutzung der Verhältnisse, von einer planvollen, folgerichtigen Handlungsweise seinerseits erwartet. „Höflinge mögen sinnen und aussinnen, wandeln und schleichen, gelangen, wohin sie können, erschleichen, was sie können", Egmont ist alles andere eher als ein Diplomat, der geheime Absichten mit geheimen Mitteln zu erreichen suchen sollte. Sein fröhliches Leben hart am Abgrunde ist keine Maske, ist reine, eigenste Natur.

So hat der Dichter sich nicht gescheut, aus der Art, in der er Egmonts Charakter einmal angelegt hatte, mit Folgerichtigkeit die letzten Schlüsse zu ziehen, sein unbegrenztes Zutrauen

[1]) Klaucke a. a. O., S. 73 — [2]) ebenda S. 93.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu sich selbst, seine fröhliche Sorglosigkeit, seinen bis zur Verblendung gehenden leichten Sinn in das hellste Licht zu setzen. Gewifs wirken in seinem Herzen noch andere Eigenschaften mit, um diese selbst Alba unbegreifliche Verblendung zuwege zu bringen, sein edler Glaube an die Menschheit, sein Vertrauen auf die Gerechtigkeit und königliche Gesinnung seines Herrn, das volle Gefühl seiner Unschuld, ja seiner Verdienste, die ihm das goldene Vlies auf seiner Brust eingetragen haben; das alles ziert und ehrt den Menschen, den Ritter, aber es hebt den Vorwurf nicht auf, der sich gegen den Staatsmann, den Fürsten erhebt, der in ernster, schwerer Zeit, von Lebenslust, vom Genusse des Augenblickes hingerissen, in unbegrenztem Vertrauen auf die eigene Kraft seine Pflicht und seinen Beruf versäumt, für sich und andere zu „denken".

Wir sehen, die Vorwürfe, die man gegen Egmont erhoben hat, sind nicht unberechtigt. Wer ihn dagegen zu verteidigen sucht, setzt sich überdies in Widerspruch mit den Schilderungen, die Goethe selbst von Egmonts Charakter gegeben hat; sagt er doch selbst,[1]) er habe ihm bei aller „menschlich ritterlichen Gröfse" „die ungemessene Lebenslust, das grenzenlose Zutrauen zu sich selbst gegeben, das keine Gefahr kennt und sich verblendet über die gröfste, die sich ihm nähert". Und zu Eckermann[2]) sprach er sogar einmal von Egmonts „leichtsinnigem Handeln". —

Nun aber erhebt sich die Frage, ob damit das letzte Wort über Egmont gesprochen ist, oder ob es ihm gelingt, durch Selbstverleugnung und Selbstüberwindung sich zu wahrer Gröfse, zu echtem Heldentum, zu sittlicher Freiheit durchzuringen.

Im vierten Aufzuge des Dramas steht Egmont vor seinem grofsen Gegner, vor Alba. — Dafs dieser nur das gefügige Werkzeug eines hinterlistigen, despotischen Herrschers sei, und dafs er nur aus Neid, Mifsgunst und Ruhmsucht handle, wie Egmont selber ihm zum Vorwurfe macht, von dieser Auffassung ist man heute — nach den überzeugenden Ausführungen Noetels[3]) — wohl meistens zurückgekommen. Auch Alba ist eine dämonische Natur, auch in ihm waltet jene geheimnisvolle Macht, die ihn über den Standpunkt gewöhnlicher Menschen hinaushebt, die ihm Gewalt gibt über die Herzen derer, die ihm nahetreten. Sein „tiefer Feuerblick" verrät, dafs auch in ihm jenes innere, vulkanische Feuer brennt, das ihn zu ungewöhnlichen Leistungen befähigt; aber es erwärmt nicht, es treibt nicht zu menschlich schönen Taten; es brennt mit unheimlicher, düsterer Glut. Er ist in allem und jedem Egmonts Gegensatz. Ist jener offen, heiter, sorglos, so ist Alba finster, verschlossen. Rastlos denkend und sorgend, überlegt er jeden Schritt im voraus nach allen Seiten, setzt er selbst für den unerwarteten Fall fest, was zu tun ist. Auch Alba glaubt an das Walten höherer Mächte, die der Menschen Schicksale regieren; aber während Egmont sich der Leitung dieser unsichtbaren Geister mit fröhlichem Vertrauen überlässt, sieht Alba in ihnen böse Genien, die „eigensinnig das Gemeine, das Nichtswürdige adeln und wohlüberlegte Taten mit einem gemeinen Ausgange entehren". Geht Egmont auf in fröhlichem Genusse, so ist Alba durchaus ein Mann der strengsten Pflicht. „Sieht" Egmont seinen Untergebenen „wohl einmal durch die Finger", und nimmt er es selbst mit den Befehlen des Königs nicht so genau, wenn nur ihr Hauptzweck erreicht wird, so verlangt Alba „unbedingten" Gehorsam, wie er selbst mit innerster Zustimmung seines Herzens, aus eigenster Überzeugung des Königs Befehle zu den seinen macht. Läfst Egmont gern, so bald

---

[1]) Hempel 23, S. 101 f.
[2]) Am 21. Januar 1827. Reclam I, S. 233.
[3]) „Über Goethes Egmont", S. 19 f.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und wo es irgend geht, Milde walten, so ist Alba zu den strengsten Maßregeln geneigt. Sieht Egmont überall die Lichtseiten des Lebens, so ist Alba schwarzsehend, mißtrauisch. Hegt Egmont ein unerschütterliches Vertrauen auf die edlen Züge der menschlichen Natur selbst bei seinen Gegnern, so „sieht Alba in jedem Mutwillen gleich Gotteslästerung und Majestätsschändung, in jeder flüchtig vorübergehenden Ungezogenheit des Volkes Meuterei, Aufruhr und Tollkühnheit." Ist Egmont ein begeisterter Verteidiger der religiösen und politischen Freiheit des Volkes, so ist Alba der Vertreter einer Weltanschauung, die allein in dem Glauben der katholischen Kirche und in der Herrschaft eines absoluten Königtums das Heil der Menschheit sieht. Erziehung und der individuelle Gang eigener Lebenserfahrung haben in ihm die feste Überzeugung gereift, das Volk werde nicht alt, nicht klug, sondern bleibe immer kindisch,[1]) man müsse es einengen, wie Kinder zu seinem eigenen Besten leiten, solle es nicht sich selbst und anderen schaden. Es ist seine Überzeugung, daß in dieser Welt der Unbeständigkeit und des Wechsels nächst der Kirche die Majestät eines starken Königtums der einzig sichere Halt und Hort sei, daß der König für die Würde Gottes und der Religion, der Statthalter für das Ansehen des Königs zu streiten, verpflichtet sei, daß es das schönste Vorrecht des Königs sei, eine Verfassung, ein Herkommen, das veraltet sei und deshalb Ursache von tausend Übeln werde, zu ändern, daß des Königs Wille über der Verfassung stehe. Für diese seine auf reiche Erfahrung und ernstes, selbständiges Denken festgegründete Überzeugung ist er bereit, rücksichtslos mit allen Mitteln einzutreten, die ihm sein scharfer Verstand, sein fester Wille, seine einflußreiche Stellung im Staate, sein starkes, wohlgeschultes Heer in die Hand geben.

Und diesem „ehernen Turme ohne Pforte", diesem felsenharten Manne steht Egmont gegenüber, der leichtherzige, fröhliche, offene, ritterliche Egmont. Was in Wirklichkeit, wie Goethe meinte,[2]) selten oder nie vorkommt, daß sich nämlich zwei dämonische Naturen gleichzeitig finden, das gerade hat der Dichter in diesem Drama dargestellt. In Egmont und Alba treten sich zwei dämonische Charaktere feindlich gegenüber. In atemloser Spannung folgen wir den Wechselreden der beiden Gegner. Fast droht das Herz uns stille zu stehen, wenn wir sehen, wie Egmont auch jetzt seine Natur nicht verleugnet, wie er auf die wohlberechneten, klugen Fragen Albas leichtherzig die Falten seines Herzens entwickelt, wie er die Maßregeln des Königs, das Erscheinen Albas und der Soldaten mißbilligt, mit warmer Anerkennung von der Tätigkeit der Regentin spricht, die der König verworfen hat, wie er den guten Willen des Volkes, das eben noch in wildem Aufruhre sich empörte, als das edelste Pfand für die Sicherheit des Königs preist. Wie gern möchten wir ihm freudig zujubeln, wenn er in warmherziger Begeisterung seiner edlen Überzeugung von der Würde und Hoheit des Königtums „nach seiner Macht und Gnade"[3]) Ausdruck gibt, wenn er die Absicht Albas, die Teilnehmer an dem unterdrückten Aufruhre noch nachträglich zu bestrafen, als Gottes und des Königs unwürdig, ja, als unausführbar und für die Regierung wie für das Land schädlich verurteilt. Aber mit Schrecken werden wir inne, daß er von Albas Erlassen gar keine Notiz nimmt. „Bei Todesstrafe soll niemand die Handlungen der Regierung mißbilligen." — Und leider, leider müssen wir uns eingestehen, daß er auch jetzt an den furchtbaren Ernst der politischen Lage immer noch nicht glaubt. Er sieht nicht, was Oranien längst erkannt hat, daß der Gang der Ereignisse bis unmittelbar vor einen Wendepunkt geführt hat, daß der König und

[1]) Vergl. Goethes eigene Ansichten darüber im Novemberheft der „Deutschen Rundschau" von 1901, S. 231.
[2]) Hempel 23, S. 103.
[3]) Frick: Aus deutschen Lesebüchern IV, S. 319.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Alba entschlossen sind, die Freiheit der Niederlande zu vernichten, die katholische Religion auch dem widerstrebenden Teile des Volkes aufzunötigen, dafs eine blutige Entscheidung, dafs der Krieg unvermeidlich ist, — das alles sieht er nicht. Wie könnte er sonst leichten Herzens die Versicherung abgeben, es sei „sichere Hoffnung, es sei Gewifsheit, dafs die Übel nicht wiederkehren werden?“ Ja, wenn der König, wenn Alba nicht seinen Willen wollte, wenn sie täten, was Egmont, was das Volk sich wünscht, einen Generalpardon ausschrieben, die Gemüter beruhigten, die alte Verfassung bestätigten, jeden nach seiner Façon selig werden liefsen, kurz, wenn man alles gehen liefse, wie es geht! — Kann man sich wundern, wenn Alba solchen leichtherzigen, naiven Versicherungen Egmonts gegenüber betont, dafs es dem Könige Ernst sei, dafs er Ernst von jedem Statthalter, Rat und Tat von den Fürsten verlange, und schliefslich mit dem Vorwurfe nicht zurückhält, wer in so schwerer Zeit sich mit Hoffnung schmeichelt, der Zeit vertraut und keinen rechten Ernst zeigt, der mache sich verdächtig, als sehe er dem Aufruhre mit Vergnügen zu, den er zwar nicht erregen, wohl aber hegen möchte? —

Dies Wort des Gegners hat getroffen! Egmont will auffahren; — aber er nimmt sich zusammen, — und es entsteht eine Pause.

Er ist persönlich angegriffen, angeklagt! Die Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit seiner Gesinnung, seine Ergebenheit, seine Treue gegen den König sind in Zweifel gezogen. Sein ritterlicher Sinn, sein königliches Herz empören sich gegen solche Unterstellung. Ein rasches, heftiges Wort will sich ihm vom Herzen zur Lippe drängen; aber ihm ist der Ernst des Augenblickes, wenn auch lange noch nicht in seiner ganzen, gefährlichen Tragweite aufgegangen. Er bezwingt, er überwindet sich. Zum ersten Male im Drama, vielleicht in seinem Leben, folgt er nicht unbedingt der raschen Eingebung des Augenblicks, sondern nimmt sich Zeit zur Überlegung. Die zornige, heftige Erwiderung bleibt unausgesprochen, und mit einer merklichen Änderung des Tones, in ruhiger, ernster, „gesetzter“ Sprache nimmt er die Unterredung wieder auf: „Nicht jede Absicht ist offenbar, und manches Mannes Absicht ist zu mifsdeuten“ usw.

Und nun erst wird es blutiger Ernst. Wie klirrende, scharfe Schwerter treffen Rede und Gegenrede der beiden Kämpfer auf einander. Wenn auch nicht bedingungslos mit dem Verstande, mit dem Herzen stehen wir ganz auf Egmonts Seite. So sehr unser Herz sich dagegen sträubt, unser Verstand kann den Gründen, die Alba anführt, Berechtigung nicht absprechen. Hat ein grofser Teil des Volkes in dem Bildersturme nicht eben noch gezeigt, dafs es nicht alt, nicht klug wird? Hat nicht Egmont selbst zu Klärchen von dem Volke gesprochen, das nicht weifs, was es will, von einer Menge, mit der nichts anzufangen ist? Und wer einmal auf dem Standpunkte steht, dafs er in der absoluten Herrschaft eines starken Königtums das Heil der Völker erblickt, ist es für den nicht selbstverständlich, dafs ein König durch sich zu herrschen gedenkt und denen seine Befehle am liebsten aufträgt, die ihn am besten verstehen, verstehen wollen, die seinen Willen unbedingt ausrichten? dafs es für einen König besser wäre abzudanken, als ein Volk zu regieren, das in seinen Privilegien einen Freibrief sieht für seine Unbotmäfsigkeit selbst in Zeiten von aufsen drängender Gefahr?

Aber diesem Standpunkte gegenüber verteidigt Egmont mit ebenso treffenden Gründen die Rechte eines gebildeten, aufgeklärten, an Freiheit gewöhnten Volkes, das man nicht wie eine Herde Schafe vor sich hertreiben kann, das nach klaren, einförmigen Gesetzen, von seinen Landsleuten, nicht von Fremden regiert werden, das in seiner Verfassung eine Bürgschaft haben will für die Erhaltung seiner Eigenart, einen Schutz vor völliger Willkür. Mit Begeisterung schildert er die trefflichen Eigenschaften seiner Landsleute, mit rückhaltsloser Offenheit und Kühn-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

heit spricht er aus, was die Gemüter des Volkes beunruhigt und in banger Sorge hält, daſs es den Spaniern nicht so darum zu tun sei, die Majestät des Königs, der Religion zu sichern, seinem Volke einen allgemeinen Frieden zu geben, als vielmehr, es unbedingt zu unterjochen, es seiner alten Rechte zu berauben, sich Meister von seinen Besitztümern zu machen, die schönen Rechte des Adels einzuschränken, um derentwillen der Edle allein dem Könige dienen, ihm Leib und Leben widmen mag. Und jetzt wird es auch ihm klar, jetzt spricht auch er es offen aus, daſs solchen Absichten der Spanier sein Volk sich nicht fügen kann, nicht fügen wird, daſs es darüber zu einem Kriege kommen muſs. „Sähe man sich einer strengen, kühnen, unbedingten Habsucht ausgesetzt, das würde eine Gärung machen, die sich nicht leicht in sich selbst auflöste."

Das ist eine Drohung, und ihr gegenüber bleibt freilich Alba nichts übrig, als den „Willen des Königs" zu betonen, auch seinerseits offen die Absichten der Regierung klarzulegen. Was er gern in seinem Innersten verschlossen gehalten hätte, das zu offenbaren, zwingt ihn das Schwergewicht der Gründe, die Egmont angeführt, die Kühnheit und Rücksichtslosigkeit, der volle Ernst seiner Sprache. „Der König will seinen Willen! Der König hat nach tiefer Überlegung gesehen, was dem Volke frommt. Es kann nicht bleiben und gehen wie bisher. Des Königs Absicht ist, sie selbst zu ihrem eigenen Besten einzuschränken, ihr eigenes Heil, wenn's sein muſs, ihnen aufzudringen, die schädlichen Bürger aufzuopfern, damit die übrigen Ruhe finden, des Glückes einer weisen Regierung genieſsen können. Dies ist sein Entschluſs; diesen dem Adel kund zu machen, habe ich Befehl, und Rat verlang' ich in seinem Namen, wie es zu tun sei; nicht was; denn das hat er beschlossen."

So scheint es denn, als sei das letzte Wort gesprochen. Denn was diese Worte in eines Alba Munde bedeuten, das ist auch Egmont klar. Was bisher nur allgemeine, unbestimmte Furcht war, das ist jetzt unverhohlene Tatsache. Der König will die Freiheit der Niederländer vernichten. Aufdringen will er ihnen, wenn's sein muſs, mit Gewalt, was er für ihr Heil hält. — Und Egmont? Der ritterliche Egmont, der Freieste der Freien, „der sein Haupt so hoch trägt, als wenn die Hand der Majestät nicht über ihm schwebte, der nie einen Schein vermieden hat, als wenn niemand Rechenschaft von ihm zu fordern hätte", — dies freie, königliche Herz, es braust nicht auf, es nimmt sich zusammen, es überwindet noch einmal sich selbst. Noch gibt es ja eine Hoffnung, noch lebt ja in seinem Herzen das Vertrauen auf die Gerechtigkeit, auf den edlen Sinn des Königs. Was er gehört, das sprach nicht der König, das sprach ein Diener des Königs, der sicherlich des Königs Absicht verkennt, ein Rat des Königs, der des Königs gute Absicht mifsleitet. Seine Absicht kann ja nur sein, das Volk „glücklicher zu machen". Seine Absicht kann es nicht sein, „die Kraft seines Volkes, sein Gemüt, den Begriff, den es von sich selbst hat, zu schwächen, niederzudrücken, zu zerstören, den inneren Kern seiner Eigenheit zu verderben". Und wenn es seine Absicht ist, so ist er „im Begriffe, die ersten unglücklichen Schritte zu tun, einen falschen Weg zu gehen", und es ist Pflicht des Adels, ihn davor zu bewahren, „sich ihm entgegenzustellen". — Dieser seiner Überzeugung, seiner Hoffnung gibt er in ruhigen, festen Worten Ausdruck.

Aber noch einmal muſs er von Alba hören, daſs seine Gesinnung in Zweifel gezogen, seine geringe Achtung vor dem Könige und vor der Weisheit seiner Räte getadelt wird, und daſs man von ihm nichts anderes fordert als Bürgschaft für den unbedingten Gehorsam des Volkes. Das ist zuviel für dies freie, stolze Herz. Und hat er sich das erste Mal, als dieser ungerechte Vorwurf gegen ihn erhoben wurde, aus Rücksicht auf die Interessen seiner Landsleute überwunden, jetzt flammt sein gerechter Zorn, seine innere Empörung mächtig auf, und das Freiheits-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gefühl des Niederländers, der Stolz des Fürsten, das beleidigte Ehrgefühl des Mannes macht sich in leidenschaftlichen Worten Luft. —

Für die gefährdete Freiheit seines Volkes also, für die bedrohten Rechte seiner Standesgenossen, für seine eigene angegriffene Ehre ist Egmont furchtlos und kühn in die Schranken getreten. Nicht an der Spitze seiner Landsleute, nicht mit dem Schwerte in der Hand auf offenem Schlachtfelde, wie Oranien in klarerer Erkenntnis der politischen Lage und der versteckten Absichten des Gegners es verlangte, aber mit freiem Worte, mit festen, gewissen, guten Gründen hat er die gerechte Sache seines Landes verteidigt und Alba gezwungen, offen Farbe zu bekennen. So sind seine Worte Taten geworden. Es ist nicht mehr das fröhliche, leichtherzige Weltkind, es ist nicht mehr der Ritter Egmont, der jetzt vor Alba steht, es ist der ernste Mann, der Held, der mit Einsetzung seiner ganzen Persönlichkeit nicht nur für sich, sondern auch für die höchsten Güter seiner Volksgenossen eintritt. Es ist der ernste Mann, der nicht mehr leichtsinnig den Eingebungen des Augenblickes folgt, es ist der Held, der die leidenschaftliche Wallung seines stolzen Herzens meistert, der sich selbst überwindet im Gefühle seiner Verantwortlichkeit, der gegenüber der ungerechten, kränkenden Anklage, die gegen seine eigene Person erhoben wird, sich selbst beherrscht, bis die Wiederholung der schmählichen Verdächtigung seiner Gesinnung, die brutale Forderung unbedingter Unterwerfung männlichen Zorn und gerechte Entrüstung in ihm wachrufen.

Und wie ward das möglich? Woher dieser überraschende Wechsel? — Der Dichter hat dafür gesorgt, dass diese Wendung uns wohl überraschen, aber nicht unglaublich, unmöglich erscheinen kann.

Egmonts Vertrauen auf die eigene Kraft ist denn doch nicht völlig unbegründet. Nicht umsonst preisen ihn die Soldaten und bringen zweimal ein Hoch auf ihn aus, in das die Bürger freudig mit einstimmen, nicht umsonst ist alle Welt ihm so hold, trügen alle ihn gern auf den Händen, nicht ohne Grund sind die Augen des Volkes alle auf ihn gerichtet und hängen die Herzen ihm an. Er ist nicht nur der glänzende, freundliche, wohlmeinende Herr, der leichtherzige, fröhliche Gesellschafter; er ist doch auch der grofse Egmont, von dem in den Zeitungen steht, an dem die Provinzen hängen, um den ein Oranien sich bemüht, und den die Spanier nur zu gern zu ihrer Partei herüberziehen möchten („Wie verdient könnte er sich um die Regierung machen."). Er ist der Egmont, für dessen Anwesenheit in Brüssel die Bürger Gott danken, für den sie alle Heiligen bitten, ihn zu stärken, der allein noch was vermögend ist. Er ist der Sieger von St. Quentin und Gravelingen. Und nicht nur vom Hörensagen kennen wir seinen Mut, seine Tapferkeit, seine Entschlossenheit und Tatkraft; haben wir ihn doch gleich bei seinem ersten Auftreten selbst handeln sehen. In eine gefährliche Situation ist er eingetreten. Durch einen gewissenlosen Demagogen, der sein Handwerk versteht wie einer, sind selbst die sonst so ruhigen, verständigen Bürger Brüssels in einen Rausch und Schwindel versetzt worden. Und der Pöbel, der nirgend fehlt, wo es Skandal und Händel gibt, will sich auch hier die Gelegenheit nicht entgehen lassen. Auf offenem Markte prügeln sich die Bürger um ihre Privilegien; Buben pfeifen, schreien, jubilieren, werfen mit Steinen und hetzen Hunde an, kurz, der Unsinn des Aufruhrs ist auch in Brüssel, der Hauptstadt des Landes, in unmittelbarer Nähe der Regentin im Begriffe auszubrechen. Vergebens hat der brave Zimmermeister sich bemüht, dem Unheil Einhalt zu tun. Seine Autorität ist viel zu gering, dem Unwesen zu steuern. Dazu bedarf es eines Mächtigeren, Höheren, eines ganzen Mannes. — In diesem Augenblicke tritt Egmont auf „mit Begleitung". Er stürzt sich freilich nicht mit blanker Waffe auf die Menge; er läfst nicht ein-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hauen, er denkt nicht gleich an Rädern, Pfählen, Vierteilen, Verbrennen; aber er ist auch keinen Augenblick unentschlossen. Mit schnellem, scharfem Blicke hat er sofort die Lage der Dinge erkannt, hat er unter der tobenden Menge die rechtlichen, verständigeren Leute von dem Pöbel unterschieden. Mit kurzen, energischen Befehlen, gegen die es keinen Widerstand, keinen Ungehorsam gibt, schafft er zunächst Ruhe. Mit strengen Scheltworten bringt er die besseren Bürger wieder zur Besinnung, und während der Pöbel einsieht, dafs er hier seine Rechnung nicht findet, und sich verläuft, weckt er durch ernste Mahnung, durch freundlich ermutigenden Zuspruch das Ehrgefühl, das Selbstbewufstsein, das Zutrauen seiner Landsleute und beruhigt die Gemüter. — Wie er den Aufstand in Flandern mit Strenge und Milde in kurzer Zeit zur Ruhe gebracht, so hat er auch hier in Brüssel mit geringen Mitteln, mit wenigen, teils strengen, teils gütigen Worten die Hauptstadt des Landes vor grofsem Unheile bewahrt, der Regierung wie dem Volke einen grofsen Dienst erwiesen.

Wie ist das möglich? Wie reimt sich das mit der Gleichgültigkeit, mit dem leichten Sinne des fröhlichen Weltkindes? Wie stimmt dies entschlossene, tatkräftige, kluge Handeln zu dem Egmont, der „alles Ernsthafte scherzhaft nimmt?“

Ich meine, der Widerspruch sei nicht schwer zu lösen. Egmont ist durchaus ein Mann der Tat. Er ist gewohnt, vor Speeren gegen Speere zu stehen und, rings umgeben von dem drohenden Tod', das mutige Leben nur doppelt rasch zu fühlen. So unleidlich es ihm von jeher war auf seinem gepolsterten Stuhle, wenn in stattlicher Versammlung die Fürsten, was leicht zu entscheiden war, mit wiederkehrenden Gesprächen überlegten, so unbequem es ihm ist, wenn die Regentin ihn zur Staatsratssitzung lädt, wo er unterdessen an was andres denkt, ebenso freudig ist er stets bereit, an jedem Tage mit rascher Wirkung seine Pflicht zu tun, wie sein Gewissen sie ihm zeigt. So wenig er sonst mit Schillers Tell gemein haben mag, darin stimmt er völlig mit ihm überein. Auch er kann nicht lange prüfen oder wählen; auch er ist kein Mann des Rates; sein Wirkungsgebiet ist das der bestimmten Tat. Sein ganzes Leben geht geradezu auf im Augenblicke. Hindert ihn sein fröhlicher Lebensmut, sein leichter Sinn sorgend und denkend in die Zukunft zu schauen, zu raten, zu verbinden, das Schicksal eines kommenden Tages im voraus zu überlegen, so raubt er ihm doch nicht die schnelle Kraft, im Augenblicke sich zu entscheiden und mit Nachdruck zu handeln. So schnell also und unerwartet auch der Umschlag in Egmonts Wesen eintritt, der Dichter hat es doch nicht unterlassen, uns auf denselben vorzubereiten, uns die notwendigen Voraussetzungen zum Verständnisse dieser Wendung an die Hand zu geben.

Auch vor Alba steht Egmont vor dem Feinde, nicht anders als stände er vor Speeren gegen Speere. Wie ein Speerstofs auf den Harnisch hat die persönliche Anklage des Gegners ihn getroffen. Hat er bis dahin, den Worten Albas harmlos trauend, geglaubt, es handle sich um nichts weiter als um eine Beratung, einen Meinungsaustausch über etwaige Mafsnahmen zur Verhütung eines neuen Aufstandes, die er für völlig überflüssig hält, so hat dieser Stofs des Gegners ihn aus seiner Sorglosigkeit aufgerüttelt. Mehr und mehr enthüllen sich ihm im Laufe des Gespräches die feindlichen Absichten Albas gegen die Freiheit seines Volkes. Was er bis dahin nicht hat glauben wollen, was er leichtherzig als eitle Furcht und Sorge angesehen, das stellt sich ihm in Albas Worten immer unverhüllter als Wirklichkeit, als nackte Tatsache dar, und ohne Rücksicht auf die eigene Sicherheit tritt er mutig und entschlossen für die bedrohten Rechte seiner Volks- und seiner Standesgenossen ein. Unvorsichtig und trotz aller Warnungen seiner Freunde, trotz der persönlichen Angriffe Albas noch immer für sich selbst keine Gefahr ahnend,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

spricht er freilich Worte, die ihn in Albas Augen zum Hochverräter stempeln. Aber alle Gleichgültigkeit, aller Leichtsinn sind von ihm gewichen und haben männlichem Ernste Platz gemacht. Wo es gilt zu wirken, zu handeln, im Augenblicke der Gefahr die ganze Kraft seiner reich ausgestatteten Persönlichkeit einzusetzen, da ist Egmont an seinem Platze. —

Dafs er freilich auch Alba gegenüber trotz aller bewiesenen Selbstbeherrschung doch bis zu einem hohen Grade unter der Wirkung des Augenblickes steht, dafs es nicht im voraus überlegte, vorher bedachte Worte sind, die er spricht, das geht aus seiner ganzen Redeweise, das geht vor allem aus den unbedachten, unvorsichtigen Worten hervor, mit denen er von dem Könige und von Alba selbst spricht: „Und hinten lauscht der Vogelsteller, der sie berücken will". „Wie selten kommt ein König zu Verstand" usw. Das alles sind Majestätsbeleidigungen. In der Arglosigkeit seines edlen, ritterlichen Herzens, in der ungeheuren Verblendung, mit der er überhaupt Alba entgegengetreten ist, ahnt er auch jetzt noch nicht, dafs der Vogelsteller nicht hinter dem ausgespannten Teppiche lauscht, sondern in ganzer Figur vor ihm steht, dafs Albas persönlich verletzende Angriffe keinen anderen Zweck haben, als ihn zu reizen, zu unbedachten Äufserungen hinzureifsen. So ist es sein echt tragisches Geschick, dafs er — durchaus seinem Charakter gemäfs — in derselben Stunde, in der er die gröfste Tat seines tatenreichen Lebens vollbringt, in der er, auf sich allein gestellt, dem gröfsten, gefährlichsten Feinde seines Volkes furchtlos entgegentritt, um die bedrohte Freiheit seiner Landsleute zu verteidigen, in dämonischer Verblendung sich selbst das Todesurteil spricht, an der realen Macht der Wirklichkeit, die er stets unterschätzt hat, zerscheitert. „Die persönliche Tapferkeit, die den Helden auszeichnet, ist die Base, auf der sein ganzes Wesen ruht, der Grund und Boden, auf dem es hervorsprofst. Er kennt keine Gefahr und verblendet sich über die gröfste, die sich ihm nähert. Durch Feinde, die uns umzingeln, schlagen wir uns allenfalls durch; die Netze der Staatsklugheit sind schwerer zu durchbrechen." [1])

In diese Netze der Staatsklugheit hat Egmont in seiner Unvorsichtigkeit, in seinem völligen Mangel an diplomatischer Klugheit und Zurückhaltung sich unlöslich verstrickt. Noch immer ahnt er nicht, was ihm unmittelbar bevorsteht, welchen Zweck Alba mit der ganzen Unterredung verfolgt hat. Selbst die unheilverkündenden, drohenden Worte seines Gegners: „Unvorsichtig entwickelst du die Falten deines Herzens und klagst dich selbst weit strenger an, als ein Widersacher gehässig tun könnte", machen, nachdem er sich seinen Zorn vom Herzen geredet hat, keinen Eindruck auf ihn. „Dieser Vorwurf rührt mich nicht." — In seinem fröhlichen Herzen, in seiner edlen, grofsen Seele ist für dauernden, kleinlichen Zorn so wenig Raum, dafs er auch nach der vorangegangenen Unterredung, die doch den unversöhnlichen Gegensatz zwischen seiner Anschauungsweise und der Albas klar an den Tag gelegt hat, die Hoffnung nicht aufgeben kann, der Dienst des Königs, dem er sich treu ergeben weifs, werde ihn mit seinem Gegner bald vereinigen, vielleicht werde ein wiederholtes Gespräch in Gegenwart der übrigen Fürsten eine Aussöhnung ihrer verschiedenen Meinungen bewirken.[2]) Erst Albas Worte: „Halt Egmont, deinen Degen!" und das Erscheinen der spanischen Soldaten öffnet ihm die Augen über die hinterlistige Handlungsweise seines Gegners. — Seine Hand greift zum Schwerte. Er ist entschlossen, sich nicht ohne Gegenwehr in die Hand seines Feindes zu geben. Freilich ist der Kampf aussichtslos; aber er hat es ja nie verschmäht, mit seinen guten Kriegsgesellen um kleinen Gewinn das blutige Los zu werfen, und sollt' er knickern, wenn's um den ganzen, freien Wert des Lebens geht?

[1]) Hempel 23, S. 102.

[2]) Mit Unrecht macht ihm Bulthaupt aus dieser Versöhnlichkeit den Vorwurf, als vermeide er überhaupt ängstlich einen Konflikt. a. a. O. S. 130 f.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Lieber sterben als kampflos Leben, Freiheit und Ehre in die Hände des hinterlistigen Gegners geben. — Ein einziges Wort Albas genügt, ihn zu entwaffnen: „Der König befiehlt's.“ — Der König, dessen Dienst bisher der Inhalt seines Lebens war, der König, in dem er den Hort der Gerechtigkeit und Gnade zu sehen gewohnt ist, dem er „Leib und Leben gewidmet“, — der König befiehlt's. — Und zum dritten Male überwindet er sich selbst in schwerem Kampfe, in bitterem Leide. „Der König? — Oranien! Oranien!“ — Der Ruf geht uns durch Mark und Bein. Welch eine Welt von plötzlicher Klarheit, von zu später Erkenntnis, von männlichem Schmerze liegt in den drei Worten! Mit ihnen bricht in einem edlen Menschenherzen das Schönste und Edelste, was bisher darin geblüht hat, zusammen, der Glaube an die Menschheit, das Vertrauen auf Gerechtigkeit und Edelsinn. Aber während in seinem Inneren eine schöne Welt in Trümmer bricht, rettet er aus diesem Zusammensturze heldenhaft das stolze Bewufstsein des eigenen Wertes. „So nimm ihn! Er hat weit öfter des Königs Sache verteidigt, als diese Brust beschützt.“ — Es ist nicht mehr der Ritter, es ist der Held Egmont, der mit diesen Worten dem Gegner seine Waffe reicht, der Held, der äufserlich unterliegt, aber den schwersten Sieg in seinem Innern errungen hat, den Sieg über sich selbst Alba gegenüber ist er bis an die äufsersten Grenzen der Redefreiheit gegangen und hat dabei in manchen Worten selbst des Königs nicht geschont. Alba gegenüber greift er zum Schwerte, um Leben, Freiheit und Ehre zu verteidigen; dem Befehle des Königs gegenüber zwingt er sein stolzes Herz zum Gehorsam. So wird aus dem Helden der Tat, des freien Wortes ein Held des Duldens. Aber dieses Heldentum ist doch kein blofs passives, wie es Frick[1]) darstellt, sondern ein recht aktives, bewiesen in dem schweren Kampfe gegen die Neigungen, Leidenschaften und Erschütterungen des eigenen Herzens.

Und nun folgen wir ihm in die Nacht des Kerkers. Der öde, unheimliche Raum nur von einer Lampe spärlich erhellt; ein Ruhebett die ganze Ausstattung, — und Egmont, den bisher ein ganzes Volk in begeisterter Liebe und Verehrung auf den Händen trug, verlassen, einsam, allein, von der sicheren Höhe des Glückes durch einen selbstverfehlten Schritt abwärts in die Tiefe gestürzt, trüben Todesahnungen hingegeben.

Wie mutig der Mensch auch sei, wie „fest und treu“ sein „Sinn“, an den Tod vermag niemand zu denken, ohne dafs ein „innerer Schauer ihn durchfährt“. Die Majestät des Geheimnisses, das ihn umgibt, erschüttert den Weisen wie den Gedankenlosen. Wohl mag der Mutige diese Schauer überwinden, wenn ihn „mit den munteren Gefährten kriegerischer Klang zu freiem Schritt nach dem Felde des Streites und des Sieges ruft“, wohl mag den Weisen in weihevollen Stunden einsamen Denkens eine „heilige Sehnsucht“ ergreifen nach dem Erlöser, der ihn, „des Lichts begierig“, höherer Erkenntnis zuführen soll, wohl ist es wahr, dafs der „nie glücklich lebt, der den Tod noch fürchtet“; „doch auch ihn gar nicht scheuen ist nicht menschlich“. — Und Egmont sollte ihn nicht scheuen? er, der mit allen Fasern seines Wesens am Leben hängt, dem das Leben so süfs, die Gewohnheit des Daseins und Wirkens so schön, so freundlich erscheint, den bisher jeder Morgen zu neuen Freuden weckte, jeder Abend neue Lust hoffen liefs? Es wäre unmenschlich, unnatürlich, wenn nicht auch ihn, den Mutigen, Unverzagten, der Gedanke an den Tod erschütterte, besonders wenn er ihm in seiner widrigsten Gestalt naht, um ihm „des Grabes Vorgeschmack in eklem Moder zu bereiten“, ihm, den schon „in stattlicher Versammlung der Fürsten zwischen düsteren Wänden eines Saales die Balken der Decke erdrückten“, so dass er sich hinaussehnte in's freie Feld, „wo aus der Erde dampfend, jede nächste Wohltat der Natur

[1]) Aus deutschen Lesebüchern IV, S. 323, 329.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und, durch die Himmel wehend, alle Segen der Gestirne uns umwittern", wo er mit tiefem Atemzuge sich seiner Lebenslust und überschäumenden Lebenskraft wieder bewufst wurde. — Und jetzt — im Kerker, aus dessen Steinen ihn ekler Moder widrig anhaucht! — Wohl ist's natürlich, dafs trübe Ahnung in ihm sich tausendfältig auf- und niedertreibt, dafs Sorge ihn schüttelt und ihm den festen, treuen Sinn erschüttert, ja selbst den alten Freund, den immer getreuen Schlaf von seinem Haupte scheucht.

Aber ebenso unnatürlich wäre es auch, wenn ein Egmont, der schon so oft dem Tode kühn in's Antlitz geschaut, der in so mancher Schlacht sein Leben gewagt hat, sich widerstandslos solchen trüben Gedanken und Ahnungen hingeben sollte. Und ebenso unnatürlich wäre es, wenn das, was bisher seines Herzens Halt und Hort war, was seinem Leben und Wirken Inhalt und Richtung gab, die frohe Zuversicht, der fröhliche Glaube an die Menschheit, an Gerechtigkeit, Liebe und Freundschaft in seiner Seele mit einem Schlage völlig vernichtet wäre. Ein so gesunder Baum wird von einem jähen Wetter wohl im tiefsten erschüttert, aber nicht gebrochen. Sein alter Glaube an die Gerechtigkeit des Königs, an die Freundschaft der Regentin und Oraniens, an die Liebe und tüchtige Kraft seines Volkes erstehen wieder in seinem Herzen, und an ihm richtet sich auch sein Glaube an sein Glück auf, das ihn bisher durch's Leben geleitet. „Dich macht der Zweifel hilflos,[1]) nicht das Glück."

In diesem wiedererwachenden Glauben an die Treue seiner Freunde, an sein altes, treues Glück rafft er sich auf, aus Todesfurcht und Sorgen, aus tiefer Niedergeschlagenheit und erdrückendem Gefühle der Hilflosigkeit ringt er sich empor und verscheucht mit dem Zweifel zugleich die Sorge aus seinem Herzen. In froher Zuversicht glaubt er eher an ein Wunder des Himmels, dafs ein Engel zu seiner Befreiung herniedersteige, als an die Fortdauer seiner Gefangenschaft; in fröhlich aufblühender Hoffnung sieht er sich gleichsam schon befreit der Sonne des hereinbrechenden Tages entgegensteigen, empfangen und begrüfst von den frohen, vertrauten Gesichtern einer jauchzenden Menge, vor deren Händen die Gitter aufspringen, die Mauern seines Kerkers einstürzen. — Glücklicher Traum einer jungen Heldenseele! ergreifend und erschütternd für den Zuschauer, der besser weifs als Egmont, wie traurig es um das Volk bestellt ist, von dem er Rettung hofft, weifs, dafs Margarete ihr Amt niedergelegt und Brüssel verlassen hat, und dafs ein Oranien bei seinem Abschiede von Egmont nicht Tränen vergossen hätte, wenn sich ihm eine Möglichkeit gezeigt hätte, den Freund zu retten, so schnell einen bewaffneten Widerstand gegen die Spanier zu organisieren.

In der Scene ist nichts, was nicht natürlich und menschlich wäre, was uns nicht auf's tiefste rührte, erschütterte, was wir anders wünschen sollten; ich halte sie für eine der schönsten, die je gedichtet worden sind. Dies vorausgeschickt, hoffe ich nun keinem Mifsverständnisse ausgesetzt zu sein, wenn ich frage: „Womit beschäftigt sich Egmont im Kerker?" — Einzig und allein mit sich selbst! — Sein Leben, seine Freiheit sind der einzige Gegenstand seines Denkens und Sorgens, Fürchtens und Hoffens. Dafs vielleicht auch andere in sein Schicksal mit verflochten, dafs auch andere durch seine Schuld, durch den von ihm verfehlten Schritt mit in die Tiefe gestürzt sein könnten, dafs die ihm drohende Gefahr zugleich eine Gefahr für alle, die ihm nahe stehen, ja für sein ganzes Volk in sich schliefsen könnte: ein solcher Gedanke kommt ihm auch jetzt gar nicht in den Sinn. Er ist allein mit sich beschäftigt. Es ist das natürlich; ich erhebe keinen Vorwurf weder gegen den Dichter noch gegen den Helden des Stückes; ich

[1]) Nicht „fühllos", wie fälschlich in den meisten Ausgaben steht. cf. Blume: Goethes Egmont, S. XXXI u. 85.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

stelle nur die Tatsache fest. — Aber ihr steht die andere Tatsache gegenüber, dafs Egmont am Schlusse seiner Unterredung mit Ferdinand alle selbstsüchtigen Gedanken überwunden hat und nur noch um andere, um seine Diener, sein Klärchen, um die Zukunft seines Volkes besorgt ist. Sehen wir zu, wie ihm auch dieser letzte Sieg über sich selbst gelingt.

Mit der neuerwachten Hoffnung und Zuversicht hat sich auch der alte, getreue Freund, der Schlaf, wieder bei ihm eingestellt. Schlummernd finden wir Egmont im Kerker wieder. Aber ein unfreundliches Erwachen ist ihm beschieden. Silva und Ferdinand, von Dienern mit Fackeln begleitet, treten zu ihm ein. Ihr fürchterlicher Aufzug, ihre trotzigen und doch unsicheren Blicke verkünden ihm Unheil. Für einen Schreckenstraum der halberwachten Seele möchte er die ganze Erscheinung halten. Aber die finsteren Gestalten bleiben; er mufs sich von ihrer Wirklichkeit überzeugen. Und als er erfährt, man komme, ihm sein Urteil zu verkünden, ist sein erster Gedanke, man sei gesonnen, dasselbe auch sofort zu vollstrecken. Überraschung, Schrecken, Zorn spricht aus seinen Worten, in denen er ihr „schändliches Beginnen" als eine „freche Tat der Ungerechtigkeit", der „Tyrannei" brandmarkt, „in Nacht gebrütet und in Nacht vollführt". — Er irrt. — „Vorm Angesicht des Tages, auf dem Markte, vorm Angesicht des Volkes" soll das Urteil vollstreckt werden. Mit den kurzen Worten: „So übersteigt die Frechheit jeden Begriff und Gedanken", gibt er seiner Entrüstung über diese ihm unfafsbare Handlungsweise des Herzogs Ausdruck. Auch die Verlesung des Urteils unterbricht er nur an einer Stelle mit kurzen, bitteren Worten über die bei der Findung des Urteils begangene Verletzung des Rechtes. — Der König hat gegen das Recht Alba Gewalt übertragen, auch die Ritter des goldenen Vliefses zu richten. — Dann versinkt er in sprachloses Entsetzen. Zu jäh, zu unerwartet hat dieser Schlag ihn getroffen, seine Hoffnung zertrümmert. Er hört nicht die Schlufsworte Silvas; „ohne sich umzusehen", läfst er ihn und seine Diener abtreten.

Als er endlich nach langer Pause die Augen hebt, erblickt er Ferdinand, den Sohn seines Feindes, der allein bei ihm zurückgeblieben ist. Über ihn ergiefst er die volle Schale seines Zornes.

So ist denn wirklich eingetreten, was Oranien lange vorausgesehen. Der König hat Treulosigkeit genannt, was die Niederländer hiefsen auf ihre Rechte halten. Man hat eben auf spanischer Seite eine andere Anschauung von dem, was Recht ist, als auf der Seite der Niederländer. Man glaubt auch dort, das Recht auf seiner Seite zu haben, und hat zur Wahrung dieses Rechtes mit rücksichtsloser Entschlossenheit die Schritte getan, die man für die geeignetsten hielt.[1]) Wer will es Egmont, der nie vermochte, sich in anderer Gedanken und Anschauungen zu versetzen, in dieser Stunde verargen, wenn er in leidenschaftlichem Zorne, in seinem „Erstaunen", seinem „Entsetzen" in ungerechte Anklagen gegen seinen Gegner ausbricht? Ruhmsucht, Eitelkeit, niedrigen Hafs und kleinlichen Neid macht er dem „Eingebildeten" zum Vorwurfe, der nur „gesonnen habe, ihn wegzutilgen". — So bricht noch einmal in dieser Stunde des Schreckens, der Überraschung das Selbstsüchtige, menschlich Beschränkte in Egmonts Wesen in zornigen Flammen heifser Leidenschaft mächtig hervor. Von Zorn und Hafs, echt menschlichem, begreiflichem, natürlichem Zorn und Hafs, nicht von gerechter, kühler Erwägung und unparteiischer Abschätzung von Recht und Unrecht sind Egmonts leidenschaftliche Worte über Alba diktiert, und man tut Unrecht, wenn man sie zum Mafsstabe für die Beurteilung Albas macht.[2])

[1]) Vergl. Nötel a. a. O., S. 22.
[2]) Wie es z. B. Blume tut a. a. O., S. XIV.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wie „Keulschläge auf einen Helm“ lasten diese Worte auf Ferdinands Herzen. Sie müfsten ihn aufs tiefste und schmerzlichste verwunden, wäre er nicht gefeit, bewaffnet gegen den Schmerz. Sein Busen ist von einem anderen Schmerze so erfüllt, dafs darin kein Raum mehr ist für andere Empfindungen. Egmont hält diesen Schmerz für ein Gefühl später Reue über den Anteil, den Ferdinand an seiner Gefangennahme hat. Auch gegen ihn richtet er deshalb seinen Zorn. Auch über sich selbst mufs Ferdinand die bittersten Vorwürfe Egmonts ergehen lassen, ohne ihnen etwas anderes entgegenstellen zu können als leidenschaftliche, fassungslose Klagen über Egmonts Unglück und das Eingeständnis, dafs er sich zum willenlosen Werkzeuge in seines Vaters Händen hergegeben habe ohne Kenntnis von dessen Absichten. Der Tiefe und Aufrichtigkeit dieses Jammers steht Egmont verständnislos gegenüber, bis er zu seinem freudigen Erstaunen vernimmt, dafs er nicht mit einem Feinde, sondern mit einem jugendlich begeisterten Verehrer, einem Freunde spricht, dem er seit seiner Kindheit Tagen als Leitstern, als Vorbild aller ritterlichen Tugenden vorangeleuchtet hat. Hat schon des Jünglings Teilnahme und Jammer sein Mitleid erweckt, wie mufs diese neidlose, freudig begeisterte Anerkennung seiner Vorzüge sein Herz rühren, die wilde Bewegung seines Innern besänftigen; ist doch auch sein Gemüt dem jungen Manne, der „ein so glückliches Ansehen hat“, vom ersten Augenblicke ihrer Bekanntschaft an mit Zuneigung entgegengekommen. — Ist es nicht, als verwirkliche sich sein Hoffnungstraum, als bewähre ihm sein gewohntes Glück die alte Treue? In der schwersten Stunde seines Lebens, da er sich von aller Welt verlassen glaubt, da seine eben erst fröhlich aufblühenden Hoffnungen, von einem jähen Schlage getroffen, in Trümmer sanken, sendet ihm das Schicksal unvermutet einen bisher ungekannten Freund, in dessen Herzen, ohne dafs er es wufste, sein Bild seit Jahren gelebt. Und dieser Freund ist der Sohn seines Feindes. — Ein Strahl von Glück, von neuer Hoffnung fällt in die Nacht seiner Seele. Wenn der eigene Sohn Albas so innigen Anteil an seinem Schicksale nimmt, was liegt näher, als dieses über ihn verhängte Todesurteil für ein leeres Schreckbild zu nehmen, bestimmt, ihn zu ängstigen, durch Furcht und Drohung zu strafen, zu erniedrigen und dann mit königlicher Gnade wieder aufzuheben? — Auch diese Hoffnung erweist sich als trügerisch. Es ist der ernste Wille Albas, Egmont zu töten, das Urteil ist „wirklich, ist gewifs“. — Aber noch kann, noch will die Lebenslust, die Daseinsfreudigkeit, die Hoffnung in Egmonts Herzen sich nicht ergeben. Noch einmal klammert sich „die lebendige Seele“ an sein altes Vertrauen auf die Gerechtigkeit, die Gnade des Königs. Noch hat der König nicht gesprochen. Die Verurteilung ist ein Werk Albas. Der König weifs von allem nicht. Alba gedenkt, ihn mit der vollzogenen Tatsache zu überraschen, die dann die Majestät nachträglich billigen mufs. — Flucht! — Das ist die letzte Möglichkeit der Rettung bis zur Entscheidung des Königs. Und wie leicht scheint sie ausführbar! Nur die Mauern des Kerkers, nur wenige Meilen trennen ihn von seinen Freunden; die Wege sind ihm bekannt. Und der Sohn des „Allgewaltigen“, selbst einflufsreich und gewaltig, eingeweiht in die Netze, die ihn gefangen halten, sein Freund, beseelt von dem Wunsche, ihn zu retten. — Auch das unmöglich! Nur zu wohl weifs Ferdinand, „wie jeder Kühnheit, jeder List die Wege verrennt sind“. — „Keine Rettung! Keine!“ —

Der Kreis der Möglichkeiten ist erschöpft. So gilt es denn Stellung zu nehmen zu dem Unabwendbaren, Unabänderlichen.

Dem weichen Jünglinge ohne eigenen Willen, ohne Tatkraft bleiben auch hier nur Klagen. Sein „Herz fliefst aus seinen Banden vor diesem Jammer“. — Anders der Mann, der Held! — Ein kurzer, bitterer innerer Kampf, — ein letztes, schmerzliches, wildes Aufbäumen der eigenen Wünsche, der Daseinsfreude, des Lebensdranges, das sich in einem ungeduldigen Stampfen mit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dem Fufse äufsert. — Dann hat er überwunden, sich selbst überwunden.[1]) — Noch einmal richtet er mit voller Klarheit den Blick auf alles, was ihm so lieb, so hold, so teuer war, und von dem er jetzt scheiden soll, auf das „süfse Leben", an dem er hing mit allen Fasern seines Wesens, auf die schöne, freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens; noch einmal fafst er seine Hand, fühlt recht lebhaft seine Schöne, seinen Wert, — ein kurzes, schmerzliches Bedauern, dafs ihm ein würdiger Abschlufs seiner Laufbahn, der Heldentod in der Schlacht, versagt ist, — dann reifst er sich entschlossen los und sagt: „Fahre hin!"

Man hat diesen Moment in Egmonts Entwickelung m. E. in zwiefacher Weise mifsverstanden. Bei den Worten: „Ich soll — dir noch einmal in die Augen sehen, deine Schöne, deinen Wert recht lebhaft fühlen", hat man geglaubt, nach Einzelheiten suchen zu sollen, die ihm den Wert, die Schönheit des Lebens gerade in diesem Augenblicke noch einmal ganz besonders fühlbar machen. Man hat an die neue Freundschaft erinnert,[2]) die ihm das Schicksal in dieser Stunde bescheert habe. Indessen Egmonts Blicke ruhen in diesem Momente nicht auf einzelnem. Das ganze Leben, das Dasein selbst liegt vor seinen Augen, zeigt sich ihm „noch einmal" in seiner ganzen Schönheit, jetzt, da es gilt, Abschied zu nehmen. Und ferner hat man einseitig das Passive seines Heldentums betont; man spricht immer nur von einem Heldentum des Duldens[3]) und übersieht, was m. E. die Hauptsache ist, das aktive Heldentum der Selbstüberwindung, des Sieges über den Zorn und die Leidenschaft, die eben noch sein Herz in wilder Empörung stürmisch bewegten, über seine Lust am Leben. Und doch hat Goethe gerade dieses aktive Heldentum ausdrücklich hervorgehoben und nachdrücklich betont in den bewundernden Worten Ferdinands: „Du kannst Dich fassen, Du kannst *entsagen*, den schweren Schritt an der Hand der Notwendigkeit *heldenmäfsig* gehen. — Du *überwindest Dich selbst und uns; Du überstehst.*"

Diese bisher von den Erklärern des Dramas nicht genügend beachteten Worte sind wichtig für die Auffassung von Egmonts Charakterentwickelung und für das Verständnis des ganzen Stückes. — Wohl fügt sich Egmont in sein Schicksal. Aber gerade dadurch, dafs er aus eigenem, freiem Entschlusse „resolut entsagt", „die sauerste von allen Lebensproben besteht, sich selbst bezwingt", entzieht er sich zugleich sieghaft allem Zwange, allem Dulden. Nicht unter dem Drucke der Notwendigkeit, sondern aus eigenem, freiem Entschlusse, „an der Hand der Notwendigkeit", „heldenmäfsig" tut er den schweren Schritt der Entsagung. Damit hat nicht nur Alba, damit hat selbst das Schicksal seine Macht über ihn verloren. „Von der Gewalt, die alle Wesen bindet, befreit der Mensch sich, der sich überwindet." Zu der vollen Höhe sittlicher Freiheit, wie Schiller, ihr begeisterter Apostel, sie verkündete, ist Egmont damit emporgestiegen. „Die Gewalt, die er der Tat nach erleiden mufs", hat er „dem Begriffe nach vernichtet", indem er sich ihr „freiwillig unterwirft". Dadurch ist selbst sein Tod „seine eigene Handlung geworden", von allem, „was die Gewalt erreichen kann", hat er sich „freitätig geschieden".[4]) Hinter ihm liegt, was menschlich schwach, was leichtfertig, was selbstsüchtig war. Er hat in sich selbst gefunden, was gröfser ist als das Schicksal, die Kraft des freien Entschlusses, dem Leben zu entsagen. „Der freie Tod bricht die Kette des Geschicks."

[1]) Vergl. Hempel 24, S. 486: „Es ist zwar immer eine sonderbare Empfindung, eine Bahn, auf der man mit starken Schritten fortgeht, auf einmal zu verlassen. Doch mufs man sich darin finden und nicht viel Wesens maehen."

[2]) Klaucke a. a. O., S. 119.

[3]) Frick a. a. O., S. 336.

[4]) Vergl. „Über das Erhabene". Cottasche Ausgabe von 1847, XII, S. 283.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Auf dieser Höhe sittlicher Freiheit gewinnt er nun auch die Kraft, sich selbst zu vergessen, den verzweifelnden jungen Freund zu trösten, aufzurichten. „Fasse Dich!" ruft er ihm zu, und indem er in ergreifenden Worten die Summe seines Lebens und Wirkens zieht, mahnt er ihn, wie bisher, so auch in Zukunft, im Leben wie im Tode seinem Beispiele zu folgen.

Auf dieser Höhe sittlicher Freiheit gelangt er nun endlich auch zu einem klaren Urteile über sich selbst. Auf die bedauernden, liebevollen Vorwürfe Ferdinands: „Du hättest Dich uns erhalten können, erhalten *sollen*, Du hast Dich selbst getötet", und auf seine Frage: „Hattest Du denn keine Freunde, Dich zu warnen?" antwortet er mit dem freimütigen, kurzen Geständnisse: „Ich war gewarnt."

Durch dieses offene Bekenntnis Egmonts ermutigt, wagt es nun Ferdinand, noch einen Schritt weiter zu gehen und Egmont darauf hinzuweisen, wie doch auch sein politisches Verhalten nicht frei sei von Schuld. — Es ist mir immer unverständlich gewesen, wie man hat behaupten können, Ferdinand stimme in die Verurteilung Albas durch Egmont mit ein, und wie man gerade in dieser Verurteilung des Vaters durch den Sohn ein „poetisches Gericht" über Alba hat sehen wollen.[1]) Wohl klagt Ferdinand über die Grausamkeit des Vaters, der ihn gezwungen habe, Zeuge dieser Stunde zu sein, um ihn durch den tiefsten Schmerz unempfindlich zu machen und taub gegen alles Schicksal, alle Lebenslust und Freude in ihm zu zerstören, wohl nennt er Egmonts Tod einen „willkürlichen" und gesteht damit zu, dafs bei seiner Verurteilung eine Rechtsverletzung stattgefunden habe, insofern der König Alba Gewalt übertragen hat, auch die Ritter des goldenen Vliefses zu richten; wohl klagt er, es gebe kein „gröfseres, ungeheureres Übel", keine „schrecklichere Tat"; — mufs er doch den Mann, den er sein Leben lang als seinen erkorenen Helden, als Vorbild aller Tugend verehrt hat, jetzt im Kerker sehen, einem schmachvollen Tode verfallen; — aber mit keinem Worte stimmt er in Egmonts leidenschaftliche, ungerechte Vorwürfe gegen Alba mit ein. Ja, die Worte: „Und wie ich punktweise alle diese Beschuldigungen wieder in der Anklage fand und Deine Antworten, gut genug, Dich zu entschuldigen, *nicht triftig* genug, Dich von der Schuld zu befreien", geben doch nur dann einen rechten Sinn, wenn wir sie in der Weise ergänzen, dafs Ferdinand mit ihnen auch dem Standpunkte Albas will Gerechtigkeit widerfahren lassen. Man darf nicht vergessen, dafs Ferdinand ein Spanier ist, der gehorsame Sohn seines Vaters, ohne eigenen ausgeprägten, festen Willen.[2]) Auch er beurteilt die Sache vom spanischen Standpunkte. Und wenn ihm auch, seinem weichen, zarten, von der Mutter geerbten Wesen entsprechend, die milde, versöhnliche Art der Regentin mehr zusagen würde als die harte, grausame Weise Albas, so ist er doch weit entfernt, seinem Vater dieselben Motive unterzulegen, wie Egmont es in seinem zornigen, ungerechten Ausbruche getan hat, weit entfernt, Egmont von jeder Schuld freizusprechen. Egmonts Verteidigungsgründe scheinen ihm nicht triftig genug, ihn von der Schuld zu befreien. Und bezeichnend ist sein Urteil über den Sekretär: „Sie haben ihn als Mitschuldigen des Hochverrats enthauptet". Es ist nun doch einmal Tatsache, dafs Egmont nicht gesonnen ist, sich der absoluten Herrschaft des Königs und seines Vertreters zu fügen, die Bürgschaft zu übernehmen für den unbedingten Gehorsam des Volkes, Tatsache, dafs er die Räte des Königs in jugendlichem Übermute dem Hohne und Spotte des ganzen Volkes preisgegeben, des Königs Befehle zur Unterdrückung des Bildersturmes nur läfslich zur Ausführung gebracht, ja, dafs er nicht nur Albas Verbote völlig unbeachtet gelassen, die Mafsnahmen der Regierung

[1]) Blume a. a. O., S. XXV. — Zürn a. a. O., S. 126. — Frick a. a. O., S. 330, 242 u. a.
[2]) Vergl. Nötel a. a. O., S. 16 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

offen gemifsbilligt und mit bitteren, harten Worten getadelt, sondern auch mit kriegerischer Empörung und bewaffnetem Widerstande gegen dieselben deutlich genug gedroht hat. Und einen solchen Gegner sollte ein Alba schonen? Wir mögen vom menschlichen Standpunkte über diese Handlungsweise Egmonts urteilen, wie wir wollen und können: in den Augen Albas und aller Spanier bedeutet sie „Hochverrat". Und die Worte Ferdinands über Egmont wie über den Sekretär zeigen deutlich, dafs auch er diese spanische Auffassung teilt. Er wird auch in Zukunft trotz all seiner Liebe zu Egmont sich von seinem Vater nicht abwenden, er wird auch fernerhin der unglückliche, aber willenlose und gehorsame Sohn Albas bleiben.

Und nun Egmont? Freilich unterbricht er die Rede des Freundes; aber nicht mehr mit heftigen Worten der Entrüstung. Zorn, Hafs und Leidenschaft hat er überwunden; geblieben ist ihm das Bewufstsein, seine Pflicht getan zu haben, wie sein Gewissen sie ihm zeigte. Mit den Worten: „Dies beiseite gelegt!" lehnt er es ab, mit dem Spanier Ferdinand über das Berechtigte seiner Handlungsweise zu streiten; würde doch Ferdinand auch in der Erregung und Verstörtheit seiner Gemütsverfassung gar nicht imstande sein, die Gründe, die Egmont von seinem Standpunkte anzuführen hätte, zu verstehen und zu würdigen.[1]) „Dieser Gedanken entschlägt Egmont sich leicht;" seine Handlungsweise zu bereuen, hat er keine Veranlassung. Er hat gehandelt, wie es seinem Charakter, seiner Individualität gemäfs war, wie sein „Dämon" ihn leitete. „Es glaubt der Mensch, sein Leben zu leiten, sich selbst zu führen, und sein Innerstes wird unwiderstehlich nach seinem Schicksale gezogen." Wie anders spricht sich diese seine Welt- und Lebensanschauung jetzt in diesen ruhigen, einfachen, ernsten Worten aus als in jener leidenschaftlich bewegten Rede, da er derselben Ansicht seinem Sekretär gegenüber Ausdruck gab! Das ist ja gerade das „Dämonische", das in diesem Drama „von beiden Seiten" im Spiele ist, dafs beide Gegner handeln, wie sie müssen, wie ihr „Dämon es ihnen ins Ohr raunt".[2])

Aber eben weil auch Alba handelt, wie er mufs, eben deshalb erwacht in Egmonts Herzen die Sorge um sein Volk. Weil er weifs, dafs Alba die „verderbende Gewalt", die in seinem Wesen liegt, die Macht, die in seine Hand gelegt ist, benutzen wird, benutzen mufs, um das Volk der Niederländer zu unterdrücken, sieht er bekümmert in die Zukunft. Könnte sein „Blut für viele fliefsen, seinem Volke Frieden bringen", er würde es freudig hingeben; „aber leider wird's nicht so werden". Er hat sich vergeblich geopfert. Zu spät sieht jetzt auch er es ein, dafs der Krieg unvermeidlich ist, den er seinem Volke durch das Einsetzen der eigenen Person ersparen zu können wähnte, dafs sein grenzenloses Vertrauen auf die eigene Kraft ihn getäuscht hat. Auch Ferdinand wird trotz seines versöhnlichen Sinnes daran nichts zu ändern vermögen. „Wer wird das können?" — — Indessen selbst diese Sorge, dieser Kummer ist jetzt nicht mehr imstande, Egmonts Sinn zu beherrschen, seine Klarheit zu trüben. („Auch dafür wird gesorgt sein.") Nicht mit dem leichtfertigen Sinne, mit dem er sonst „so oft gewaltige Sorgen gleich Seifenblasen sich vom Haupte weggewiesen", sondern mit der Ruhe des Mannes, der mit dem Leben abgeschlossen hat, gibt er es auf, vergeblich und nutzlos zu sinnen, zu grübeln, wo er nicht mehr wirken soll.

Aber nicht nur das Schicksal des Volkes im allgemeinen liegt ihm in dieser Abschiedsstunde am Herzen, auch seiner „Leute", seiner Diener gedenkt er, mit dankbarer Anerkennung ihrer Treue. Es sind „gute Menschen". Er bittet Ferdinand, sich ihrer anzunehmen. „Lafs

[1]) Vergl. Goethe. Hempel 24, S. 458.
[2]) Hempel 2, S. 243.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sie Dir auf's beste empfohlen sein!" Teilnehmend und sorgend erkundigt er sich nach dem Schicksale seines Schreibers. Zwei kurze Worte, in dieser Stunde mehr sagend als eine lange Gedächtnisrede, widmet er dem Andenken des Treuen. „Arme Seele!" —

Und nun folgt das vielbesprochene „lakonische Vermächtnis", in welchem er sein „Kleinod", sein Klärchen, dem Schutze des Freundes empfiehlt. „Nun ich sie Dir empfehle, *sterbe ich ruhig*(!!) Du bist ein *edler Mann!* ein Weib, das den findet, *ist geborgen*(!!)" — Sollte man es für möglich halten, dafs sich noch heute zarte Seelen finden, die nach solchen Worten an der Weisung Egmonts, Ferdinand solle sich von dem alten Diener Adolf zu ihr führen lassen, und es ihm bis an's Ende lohnen, dafs er ihm den Weg zu diesem Kleinode zeigt, — Anstofs nehmen, diesen Worten einen „frivolen Sinn" unterlegen?[1]) — Goethe tat recht daran, an der Scene kein Wort zu ändern, trotz des Anstofses, den schon seine Weimarer Freunde daran nahmen.[2]) Ich meine, dieser Anstofs, dieses Mifsverständnis ist nichts anderes als eine Folge der falschen Auffassung, die man bisher von Egmonts Charakter und seiner Entwickelung gehabt hat. Wer Zeuge gewesen ist von Egmonts und Klärchens reinem Liebesglücke, wer eben noch den Heldenkampf und den Sieg Egmonts über sich selbst und über sein Schicksal miterlebt hat, der sollte nun noch einer ausdrücklichen Beruhigung *seines* sittlichen Empfindens, „durch die jede mifsverständliche Auffassung hätte ausgeschlossen werden können"[3]) — nicht mehr bedürfen! —

Mit übermenschlicher Kraft hat Egmont mit sich selbst, mit seinen Leidenschaften, mit seinem Schicksale gerungen. Und ihm ist der Sieg geblieben. Er hat überwunden. Hat die Erkenntnis von Albas feindlichen Absichten gegen die Freiheit der Niederländer und der jähe Sturz von der sicheren Höhe des Glücks in die nächtliche Tiefe des Kerkers ihn aus seiner Verblendung geweckt und allen Leichtsinn aus seinem Wesen getilgt, so hat die Gewifsheit über sein unabänderliches Schicksal, die Ferdinand ihm erschlossen, seiner Seele Ruhe und Sicherheit und die Kraft verliehen, seine Lebenslust, seine Selbstsucht mit Heldenstärke zu überwinden, zu sittlicher Freiheit emporzusteigen. In das Herz des Freundes hat er die Sorge um seine Teuern niedergelegt. Jetzt ist er „der Sorgen los und der Schmerzen, der Furcht und jedes ängstlichen Gefühls". — Aber zugleich ist auch seine Kraft erschöpft. Sanft und dringend fordert die Natur ihren letzten Zoll, müde legt er sich noch einmal vor der Pforte des Todes nieder und ruht tief aus.

In einem holden Traumbilde erscheinen dem Schlummernden noch einmal die beiden süfsesten Freuden seines Herzens, sein Klärchen und die Freiheit in einer Gestalt vereinigt. Sie reicht ihm den Lorbeerkranz des Siegers, des Überwinders und gibt ihm die Gewifsheit ins Herz, dafs sein Blut nicht vergeblich flieſsen, dafs aus seinem Tode die Freiheit seines Vaterlandes erblühen werde. Und mutig, ja freudig tritt er mit einbrechendem Morgen den schweren Gang an zum Tode, zum Tode auf dem Blutgerüste, „umgebildet und frei und unabhängig vom Schicksal", erfüllt von froher Siegeszuversicht, erfüllt von dem vollen Bewufstsein der durch den Sieg über sich selbst erkämpften, schwer errungenen Freiheit, von dem Bewufstsein, dafs auch sein Tod „seine eigene Handlung" ist. „Ich sterbe für die Freiheit, für die ich lebte und focht, und der *ich mich* jetzt leidend *opfere*." — „Und Euer

[1]) Z. B. Burggraf in seinem sonst so schönen Buche: Goethe und Schiller im Werden der Kraft. Stuttgart 1902, S. 372 f.

[2]) Hempel 24, S. 458.

[3]) Frick a. a. O., S. 333.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Liebstes zu erretten, fallt freudig, wie ich Euch ein Beispiel gebe.“ — So glaube ich denn, dafs Bulthaupt nicht richtig urteilte, wenn er meinte,[1]) dafs im „Egmont“ „die psychologische Entwickelung . . . vollkommen fehlt“, und dafs „Egmonts Charakter durchaus unverändert bleibt“. —

Und nun der Dichter selbst? Im Herbste 1775 begann Goethe, am Egmont zu arbeiten. Im November desselben Jahres kam er nach Weimar. Am 5. September 1787 meldete er aus Italien den Freunden in der Heimat die endliche Vollendung des Werkes. Wer sich vertraut gemacht hat mit dem schweren „innern Sturm und äufsern Streite“, mit den vielfachen äufseren und inneren Kämpfen, die Goethe in dieser Zeit seines Lebens durchgekämpft hat, dem mag darin wohl die Erkenntnis aufgegangen sein, was echte, ernste Arbeit des Menschen an dem rohen Steine seines Inneren ist, wie schwer Goethe mit den Verhältnissen, mit den Menschen und vor allem mit sich selbst gerungen hat, bis er den Sieg gewann, der wird es aber auch nicht mehr — wie einst der Dichter selbst — „recht sonderbar“ finden, dafs er so oft abgehalten worden, das Stück zu endigen, und dafs es erst in Rom fertig werden sollte.[2]) Wie Goethe den „Werther“ erst schreiben konnte, als seine „Seele in ruhiger Höhe und stiller Sicherheit über den Leiden des jungen Werther schwebte“,[3]) so konnte er auch erst in Italien den „Egmont“ vollenden, als er mit voller Klarheit, mit Ruhe und innerem Frieden auf die trübe Leidenschaftlichkeit der Sturm- und Drangperiode, auf die Herzenswirren und Seelenkämpfe seiner Weimarer Zeit zurücksah. Aus der unklaren Ahnung seiner Jünglingsjahre hatte er sich jetzt durchgerungen zur klaren Erkenntnis davon, wo die „Grenzen der Menschheit“ stehen, und so erblühte denn aus diesen Kämpfen nicht nur jene Reihe herrlicher Dichtungen, die in Italien zur Reife und zum Abschlusse kamen, sondern in diesen Zeiten des Suchens und Ringens fand Goethe in gemeinsamer Arbeit mit Herder auch ein neues Ideal menschlichen Strebens. Die Zeit der „Aufklärung“, deren Vorkämpfer ein Leibnitz, ein Wolff, ein Lessing gewesen, war überwunden, die Kinderkrankheit des Sturmes und Dranges war abgetan, und verkündet wurde den Völkern Europas das Evangelium der „Humanität“, des ganzen, freien, nur durch den eigenen sittlichen Willen beschränkten Menschentums.

L. Kleiber.

---

[1]) a. a. O., S. 138.
[2]) Hempel 24, S. 363.
[3]) Meyer a. a. O., S. 86 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf